P.o.germ.
432

~~Sch. W. deutsch. p. 195.~~

P. O. germ
432.

Etwas für Alle,

zum Lesen

im

Frühling und Sommer

beym Spatzieren,

im

Herbste und Winter

beym warmen Ofen.

Von

Ant. Ferd. v. Geißau.

Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage.

Wien,

1778.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede
zur neuen Auflage.

Im Monate April 1776. wollte ich eine Wochenschrift, unter dem Titel: Ländliche Unterhaltungen im Prater und Augarten ankündigen; dieser Titel wurde mir aber zufälliger Weise in Ländliche Unterhaltungen in Auen und Gärten geändert. Unter dieser Aufschrift erschien also dieses Werkchen (*).

(*) Unter diesem Titel ist es auch meinen übrigen Schriften in dem österreichischen Gelehrten Lexikon beygesetzet.

Da mir aber gleich anfangs gewisse Umstände auch einige ländlichen Stücke einzurücken nicht gestatteten, und ich statt deren eine andere Gattung zu geben mich in die Nothwendigkeit versetzet sah, so änderte ich auch nach Verlauf des ersten Vierteljahrs den Titel, und taufte mein Kindchen: Etwas für alle, zum Lesen im Frühling und Sommer beym Spatzieren, im Herbste und Winter beym warmen Ofen, und hörte hiemit aus Verdruß auf. Dem ungeachtet fanden sich so viele Liebhaber dazu, daß nach der Ostermesse 1777. nicht ein Exemplar mehr zu haben war. Das Verlangen derjenigen, welche von dieser Zeit an öfters in den Buchläden darnach gefraget haben, zu erfüllen, liefere ich hiemit eine zweyte, verbesserte und vermehrte Ausgabe, und halte mich für genug belohnet, wenn das Publikum mit mir so zufrieden ist, als ich es mit ihm bin.

Ein-

Einleitung.

Obschon ich von dem Tage an, als ich dem Publikum von der Herausgabe dieser Schrift Nachricht gab, sehr fleißig diejenigen Oerter besuchte, in welchen man das Angenehme des Frühlings, die erquickende Grüne zu verkosten anfängt; so habe ich doch weder von Frauenzimmern, noch von Personen meines Geschlechtes Gespräche vernommen, die interessant genug wären, um sie dem Publikum gedruckt vorzulegen. Auch hat mir noch kein Frauenzimmer eine geheime Anekdote vertrauet, ob ich sie gleich so feyerlich meiner

Verschwiegenheit versichert habe. (*) Niemand, als der es selbst erfährt, kann es glauben, was für verdrüßlichen Vorfällen ein Wochenschriftschreiber in Wien — ohne seine mindeste Schuld ausgesetzet ist. Er macht sich einen Titel —, einen Plan, nach welchem er arbeiten will, er sammelt sich Materien, er denkt, er schreibt, und dann — wird auf einmal seine Absicht vereitelt. — Er darf sich nicht nach seinem Sinne, nein, er muß sich nach — seinen Lesern richten. Einer heißt dieß oder jenes gut, der andere verwirft es —; und so muß der Autor bey jeder Stelle, die er niederschreibt, erst mit Furcht erwarten, ob sie — Beyfall findet. Doch ich will großmüthig seyn, ich will mich durch diese, und noch mehrere Hindernisse, die ich hier nicht alle erzehlen kann, nicht abschrecken lassen, ich will es wagen aufzutreten.

Mein

(*) Ich sagte in der Ankündigung, daß mir Frauenzimmer ohne Scheu geheime Anekdoten vertrauen können, denn ich sage sie Niemanden, als dem Publikum.

Mein Entschluß.

Nach der Arbeit sich vergnügen
Und nicht stets in Büchern liegen
Das geh' ich ein;
Doch nichts thun, als scherzen, lachen,
Und der Freud kein Ende machen
Das lass' ich seyn.

* * *

Nicht stets prassen, nicht stets sparen,
Sondern recht im Mittel fahren
Das geh' ich ein;
Doch aus lauter Neid verderben
Oder vor Verschwenden sterben
Das lass' ich seyn.

* * *

Menschen mit Vernunft belehren,
Oder Irrende bekehren,
Das geh' ich ein;
Doch mit allen Menschen streiten,
Jede That zum Fehler deuten,
Das lass' ich seyn.

* * *

Nicht stets streiten, nicht stets klagen,
Sich nicht selbst die Ruh versagen,
Das geh' ich ein;
Doch sich wie ein Sklave beugen,
Und zu allem Schaden schweigen,
Das lass' ich seyn.

* * *

Wenn mein Mädchen nur mich liebet,
Und nicht andern sich ergiebet,
Das geh' ich ein;
Doch stets flatterhafte Seelen
Mir zum Zeitvertreib zu wählen,
Das lass' ich seyn.

* * *

Freylich kann man Bücher schreiben,
Und sich dann die Zeit vertreiben,
Das geh' ich ein;
Doch stets beym Studiren sitzen,
Und vor lauter Schreiben schwitzen,
Das lass' ich seyn.

* * *

Öfters Rebensaft zu trinken,
Nicht vor Durst zu Boden sinken,
Das geh' ich ein;
Doch sich täglich taumelnd saufen,
Und hernach mit jedem raufen,
Das lass' ich seyn.

* * *

Sich wie viele Ruhm erwerben,
Und fürs Vaterland zu sterben,
Das lass' ich seyn;
Doch fürs Vaterland zu leben
Will ich all mein Beßtes geben
Lieb' und Wein.

Mein Herr!

Da Sie uns versichert haben, daß Sie Zuschriften und Beyträge annehmen, so trage ich gar kein Bedenken, Ihnen die anliegende Ankündigung wegen ihres ganz besondern Inhalts zuzuschicken.

Einer von den vier unterschriebenen Verfassern hat sich an mich gewendet, und mich zu dieser gelehrten Geburt in forma zu Gevattern gebethen. Er meynte, ich sollte das liebe Kindlein auf meine Kosten in die gelehrte Welt einführen: ich schlug ihm aber sein Begehren rund ab; theils weil ich mit dergleichen gelehrten und ungelehrten Projekten schon gar zu oft angeführet worden bin, und theils weil ich einen schröcklichen Schwur gethan habe, weder in meinem, noch in jemands andern Namen jemals mehr etwas drucken zu lassen.

Da der gute Herr Notenmacher mit diesen meinen, wie Sie sehen, doch sehr gegründeten Einwendungen nicht zufrieden war, und mir gar nicht vom Halse wollte; so versprach ich ihm in der Angst, ich wollte ihn an Sie empfehlen, und damit gieng er so ziemlich getröstet fort.

Helfen Sie mir also, mein Herr! daß ich mein Wort halten kann. Rücken Sie diese Ankündigung in Ihre Blätter ein, das ist alles,

was ich von Ihnen bitte; wir wollen sodann sehen, wie sie von dem Publikum aufgenommen wird.

Unter uns gesagt, so gefällt mir der Gedanke des Notenmachers so übel nicht. Das Uebertriebene von seinen Versprechungen weggerechnet, kann sein Plan gar wohl reüßiren, und ich nehme es auf mich, daß er den wunderlichen Gedanken — keine andere Pränumeration, als auf zehn Jahre anzunehmen — fahren läßt, so wie ich auch hoffe, ihm von den Herren Verlegern, bey deren bloßer Nennung er schon ganz blaß im Gesichte wird, andere und mildere Gedanken beyzubringen.

Mit diesem schliesse ich, mein Herr! empfehle mich Ihrer Freundschaft, und beharre suppositis supponendis.

Dero

Krems den 12.
May 1776.

gehorsamster Diener
Sebastian Baldauf.

Der

Der Notenmacher.

Ankündigung.

Der Nutzen dieses Wochenblattes wird neu und allgemein seyn. Die Verfasser gedenken dadurch allen sonst guten und brauchbaren Büchern, die blos wegen einiger verwegenen oder Heterodoxen Stellen bis daher verbothen waren, den freyen und ungehinderten Eintritt zu verschaffen. Sie werden demnach alle in den verbothenen Büchern enthaltenen gefährlichen Wahrheiten in dazu setzenden Noten stark und gründlich widerlegen, so daß durch diese bloß einfältigen, aber wohlgemeynten Anmerkungen, jedes sonst gefährliche Buch gut und nützlich werden wird.

Hiedurch müssen nun ganz natürlich folgende beträchtliche Vortheile entstehen.

Erstlich wird alsdenn kein verbothenes Buch mehr um theures Geld hereingeschwärzet werden, weil man es hier wohlfeiler haben kann.

Zweytens kann der darinn enthaltene Gift für die Leser nicht mehr schädlich seyn, weil zugleich der Ggengift beygefüget ist.

Drittens wird man allen denjenigen Büchern, die nicht zu widerlegen sind, oder, welches eben so viel heißt, die keine Widerlegung verdienen,

gleich

gleich nach dem Titelblatt den kräftigsten Fluch geben, wornach die starken Geister sich aus Klugheit enthalten werden, dieselben zu vertheidigen, und die schwächern werden sich nicht getrauen, das Buch zu lesen.

Da dieses ein sehr großes, weitläuftiges, und auf Jahrhunderte hinausdauerndes Unternehmen ist, indem die Anzahl der verbothenen Büchern täglich zunimmt (*); so sind wir nicht Willens, diese herrliche Erfindung irgend einem geizigen und undankbarn Verleger zu übergeben, sondern wir wollen es auf unsere eigenen Kosten drucken lassen.

Nun haben wir freylich alle viere, wie wir sind, nicht so viel baares Geld im Vermögen, als die Druckkosten dieser Ankündigung betragen (**); allein wir werden gleich in den ersten Monaten solche Bücher ankündigen, die dermalen vorzüglich gesuchet werden, aber nirgends, oder doch sehr hart zu bekommen sind: und auf diese Art wird es uns gar nicht schwer fallen, binnen acht Tägen wenigstens fünf tausend Pränumeranten zu erhalten.

So,

(*) Warum schreiben aber auch die Ausländer von Tag zu Tag ausgelassener; es wäre ja nicht zu verantworten, wenn man so ärgerliche und verläumderische Bücher erlaubte.

(**) Deßwegen hat man diese Ankündigung mir eingeschickt.

Sogleich nach empfangener Pränumeration werden wir sehen, welches von diesen Büchern die mehresten Liebhaber gefunden hat (*); und dasselbe soll auch zuerst Bogenweis, mit kräftigen Noten ausgerüstet, erscheinen, und auf diese Art kann es uns gar nicht fehlen, daß wir in allen möglichen Fällen unsere Rechnung dabey finden: denn diejenigen, die das Buch bereits haben, müssen nothwendig auf unsere Noten äußerst begierig seyn, die es noch nicht besitzen, kaufen es à tout prix, und die Noten mit. Und auch alle die anderen, die es weder haben, noch kennen, noch verstehen, oder sonst nach dem Text oder nach den Noten verlangen, kaufen es dennoch, wenn sie auch keinen weitern Nutzen davon hätten, als in Gesellschaften sagen zu können: Ey Ihro Excellenz, Ihro Gnaden, gnädige Frau &c. ich habe das Buch auch, ich kann Sie im Vertrauen versichern, ich war einer von den ersten, der darauf pränumerirte &c.

Lazarus Mangel, genannt Notenmacher.
Ignaz Windmantel, gen. Notenmacher.
Paulus Frey, gen. Notenmacher.
Aurele Bon-Sens, dit Notenmacker.

Nach-

(*) Vermuthlich — Nein! keine Note mehr, sonst werde ich selbst zum Notenmacher —

Nachschrift.

Nicht aus Furcht, oder aus jugendlicher Autorblödigkeit haben wir unserm fürtrefflichen Institut den armen Titel Wochenblatt gegeben; wir thaten es blos, um die Unmündigen nicht auf einmal zu sehr zu erschröcken. Nachdem sie nun aber die ganze Anzeige durchgelesen haben, so dienet Ihnen zur Nachricht, daß solches in Zukunft den ehrwürdigen, und bis nunzu noch unbekannten Namen: Sekulumsblatt — führen wird, und daß wir sodenn keine andere Pränumeration als auf Decennia annehmen.

ut supra.

Ein Gespräch des Autors, und seines Freundes Siegau.

Siegau.

O gehorsamster Diener mein Freund! Es freuet mich recht sehr, Sie nach vierzehn Tagen wieder, und zwar ganz unverhofft zu sehen. Wo sind Sie denn immer, daß man Sie niemal zu Hause antrift?

Der Autor. Vor und nach meinen Berufsgeschäften, nämlich in der Frühe und auf den

Abend, gehe ich entweder in diesen erquickenden Wald, oder in jenen ergötzenden Garten, um Stoff zu einigen Unterredungen zu sammeln.

Siegau. Stoff zu einigen Unterredungen zu sammeln? — Schreiben Sie etwar gar die Unterhaltungen in Auen und Gärten? Gestehen Sie es ihrem Freunde!

Der Autor. Ja diese schreibe ich; warum sollte ichs läugnen? Ob diese Blätter aber so unterhaltlich ausfallen werden, als es das Publikum wünschet, dieß ist eine Frage, die ich nicht beantworten kann. Es giebt Hindernisse, die mir zu übersteigen unmöglich sind. —

Siegau. Ich dächte, Sie würden am beßten davon kommen, wenn Sie das Ernsthafte mit dem Lustigen vermengten. Haben Sie wohl schon viele Stücke zum Druck in Bereitschaft?

Der Autor. Ich habe zwar schon einige niedergeschrieben, kann Ihnen aber nicht für gewiß sagen, ob sie hier in diese Wochenschrift kommen werden.

Siegan. Darf ich Sie um diese Aufschriften dieser Stücke bitten?

Der Autor. Die Titel der größern, die gewiß nicht in das Wochenblatt kommen, will ich ihnen sagen, sie sind: Abbildung eines Grobians; ein

ein unentbehrliches Werk für Hofmeister. Abhandlung von Haarbeuteln; ein Handbuch für Friseurs. Anatomie eines Kunstrichters; nach einem lebendigen Körper verfaßt. Anekdoten eines Salzburgers; für Leute, die sich in höflichen Gesprächen üben wollen. Die Aufrichtigkeit, ein Gedicht; ein Buch fast für jedermann. Bibliothek der Freygeister; ein Betrachtungsbuch. Der Charletanismus neuerer Zeiten; ein nothwendiges Buch für Geschichtschreiber. Cordiale weiblichen Muths, oder herzstärkende Tropfen, den Männern, die immer drohen, das Maul ganz höflich zu stopfen, mit Privilegien versehen, mit tausend Curen probirt, und von Fakultäten confirmirt; ist in Versen verfaßt, und für junge Frauen geschrieben. Die Frisur nach mathematischer Lehrart; dadurch glaube ich, mir die Unsterblichkeit zu verdienen, wenigst bey den gnädigen Fräulein. Der galante Haarstock, ein Roman; ist sehr unterhaltlich zu lesen. Legend der Stutzer; das Kapitel von Wien ist ziemlich stark. Sammlung sesseltragerischer Ausdrücke; ein fürtreffliches Werk zur Bildung des Geschmacks. Eine schwäbische Rittergeschichte, zur Bildung junger Helden überaus schicklich. Voltairs Correspondenz mit Cochem; ein Unterrichtungsbuch für das Landvolk.

Siegau. Fürwahr, Sie müssen ein unermüdeter und grundgelehrter Mann seyn, weil Sie schon

schon so viele, und so vortreffliche Werke verfertiget haben. — —

Der Autor. Von meinen kleineren Stücken will ich Ihnen eines vorlesen, das ich eben in der Tasche habe. Es ist ein ernsthaftes Stück. Eine kurze Geschichte Oestreichs. Man hat mich versichert, daß es unzählbar viele gebe, die auf ihr Wissen groß thun, und doch nicht einmal etwas von der Geschichte ihres Vaterlandes wissen.

Siegau. Ich werde aufmerksam zuhören.

Der Autor. Setzen wir uns hier ins Gras.

Auszug
aus der
Oestreichischen Geschichte.

Oestreich war nicht immer so; und wie es itzt ist, war es gewiß nicht in den Zeiten der Babenberger, und noch weniger in den Tagen eines Augustus, da die Kaiserwürde zu Rom noch in der Wiege lag, und sich hier über gethürmte Leichen im Triumphe einfahren ließ. Selbst der Name, mit welchem unser gesegnetes Vaterland, und das allerdurchlauchtigste Erzhaus, der blühendste aus den zehn Kreisen des heiligen römischen

schen Reiches prangen, ist der jüngste, nicht aber die ursprüngliche Benennung derselben. Man liest ihn nicht in den Urkunden der ersten Jahrhunderte diesen Namen. Unsere Fürsten sind eingebohrne Habsburger aus Elsaß, derer Stammhaus in der Schweiz ist; unser Erdstrich in den inneren Nebenlanden ist erst im Eingange des sechzehnten Jahrhunderts ein Reichszirkel geworden, und der Umfang des heutigen Oestreichs, ob und unter der Ennß zusammengenommen, war bis in das laufende Jahrtausend ein unförmliches Stückwerk des nordlichen oder ripensischen Norikums am rechten Donauufer, vom Einflusse des Innstrohms bis an den Kahlenberg; des westlichen Pannoniens vom Kahlerberge bis an die Raabe, und des südlichen so berufenen Deutschlands, oder der Ecke desselben, nach Aussage des Tacitus, dessen unterste Gränze die Donau gewesen.

Diesem Stückwerke von Ländereyen hat endlich nach einer unabsehlichen Reihe von Jahren der thätige Geist seiner Beherrscher abgemessene Gränzen, der gehärtete Arm der Innsassen eine Gestalt, und der dritte aus den Ottonen zuerst in schriftlichen Denkmalen den Namen Oestreich gegeben. Diese Benennung sollte die Lage je eines Reiches gegen Osten bezeichnen: sie hat sich aber auf der Zunge der Nachsprecher ganz ohne Grunde zu einem dreysylbigten Worte (Oesterreich) ausgedehnet. Jahre zu tausenden rollten hin, ehe noch Europen, und abermal

mal tausende, bevor noch dieser unser vaterländische Theil bevölkert worden. Sie verstiegen sich zu weit gegen Norden die erstern asiatischen Auswanderer. Vom Mangel und Froste angetrieben spürten sie endlich nach einem gemäßigtern Himmelsstrich, und die Späterenkel suchten einen trächtigern Grund und Boden. Hordenweise zogen sie dannhero nach Westen hin; Gallien wurde ihr zweytes Vaterland, ihr anderes Sinear, ihr unvergeßliches Mesopotamien.

Hier dachten sie nun einmal sich vest zu setzen, und dem dringenden Bedürfnisse durch Arbeit zu steuern; da besonders die Noth, jene strenge Meisterinn, sie indessen die Erde pflügen und Hütten bauen gelehret hatte, um doch wenigstens durch Laim und Stroh die auszehrenden Winterstürme nicht ganz zu fühlen. Allein der Nachtrab ihrer Gebrüder, und selbst der innländische Anwuchs nöthigte sie bald, und zwar in der ersten Hälfte des dritten Jahrtausends um neue Wohnstätte sich umzusehen, wodurch Spanien und Lusitanien am ersten, dann die Seeküsten von Brittanien besetzet worden. Belloves führte einen unordentlich gemischten Haufen in den obern Theil von Italien, und Sigoves wagte sich mit seiner unterhabenden Menge über den Rhein, theils an die illyrischen Meerbusen, theils in die hercynischen Wälder, wo sie sich in dem heutigen Deutschland bis an die Donau und Weser südostwärts verbreitet haben.

Da sind nun einmal die ersten Ankömmlinge in unserer Vaterlandsgegend, die unter dem allgemeinen Namen Celtgallischer Völker sich jenseits der Donan ansiedelten. Cäsar nennet sie uns sogar diese Ansiedler, und heißt sie Bojen, die dem eindringenden, und oft wiederholten Schwalle wilder Nationen von Mitternacht her, sich in die Länge entgen zu stemmen unvermögend, ungefähr sechs hundert Jahre vor Christo, den Markomannen und Quaden ihre Plätze geräumet, die Donau übersetzt, und am rechten Ufer derselben, im sogenannten Norikum sich gelagert haben. Noch herrschet fühlbares Dunkel in der Geschichte unsers Vaterlandes, und nur ein schwach wiederprellender Strahl aus dem erleuchtenden Gestirnne römischer Urkunden durchschimmert das Gewölk, in welchem unser Staat so lange vergraben lag. Der Römer mag uns also die Bahne brechen: Ihn zog die Vergrößerungsbegierde in unsere Landen, und stellte ihm den Besitz dreyer Weltgegenden weit unschmackhafter vor, als das Bestreben nach einer vierten. Der kalte Norden sollte nun auch daran, und die starren Einwohner mußten sich zur Unterjochung schmiegen. Noch immer eingedenk der unverzeihlichen Schlappe, die sie vor drey Jahrhunderten erlitten, da die Noriker unter Anführung des ältern Brenners in Gesellschaft der deutschen Gallier Rom verheeret, und etwa hundert Jahre darnach unter dessen Enkel, als dem ersten der norischen Könige den Tempel zu Delphi geplündert haben, dachte der Römer auf rächen-

de Wiedervergeltung, bis es endlich Augustens Halbsohne, dem Tiberius, etwa zehn Jahre vor Christo geglücket hatte, die Pannonier sammt ihren nachbarlichen Bundsgenossen den Norikern zu besiegen.

Nun lag der schröckliche Coloß, den bisher noch keine Bemühung noch List untergraben und erschüttern konnte: aber aus seinen Trümmern stieg ein neuer Staatskörper empor; das Land ward zur römischen Provinz umstaltet, Landpfleger herrschten darüber, aber menschlich wie unsere Fürsten, die da auch mehrentheils würdig erkannt worden, den Landpflegesitz mit dem Kaiserthrone zu vertauschen. Ein ächtes Vorbild künftiger Kaiserwürde aus dem östreichischen Hause. Die Römer waren also die Bezwinger, aber auch die ersteren Beförderer des Wachsthumes unsers Vaterlandes; sie baueten haltbare Städte, verherrlichten die schon aufgefundenen Wohnplätze, führten Colonien her, und legten wie Drusus am Rheine, so auch viele Gränzvestungen und Wehren an der Donau an, um sich wider die Anläufe ihrer jenseitigen Todesfeinden zu schützen. Linz, Lentia, Ips, ad pontem Isis, Lorch, Loriacum, Mölk Nomare, Trasenmauer Trigisamo, Langenleber Comagena, Greifenstein Astura, Cetium an Arnsdorf, Fischamend Æquinoctium, Carnuntum dessen Theile Hainburg, Petronell und Deutschaltenburg sind, Scarabantia Edenburg, u. s. f. Die Städte von Boiodorum Passau,

 bis

bis an Taurunum Belgrad; wem haben sie wohl ihr Daseyn, oder doch wenigstens ihr ruhmvolles Alterthum außer den Römern zu verdanken?

Daß einige Flecken, und unter anderen Comagena unter Tulln von asiatisch-syrischen Handelsleuten, und Wendobone unsere Hauptstadt von den Wenden angelegt, und schon über die Jahrhunderte vor der Römer Ankunft seye bewohnt gewesen, beweiset der sonst von den Siegern selbst beybehaltene Namen, als welche die Eroberungen nach dem Boint, Bone oder Gebiethe jener Völkerschaften zu nennen pflegten, die in denselben ehe gesessen hatten, wie Rhatabona von den Rhetiern, und Arnbone von den Arabern. Daß aber Lazius unser heutiges Wien volle acht hundert Jahre vor Erbauung der Stadt Rom von phönizischen Hebräern schon bewohnen läßt, daß er ihr das Stappelrecht vom Zinne aus den kaßitorischen Inseln, itzt Britanien, vom Agtsteine an der fammländischen Küste, vom Golde und Eisen in dem Nordgau verleiht, kömmt mir trotz aller aufgefundenen Steinschriften etwas zu übertrieben vor. Ich fürchte die Anniuse, wenn sie auch nicht von Viterbo sind, und lache unmuthsvoll der lateinischen Aufschrift am Rathhause zu Trier: Ante Romam Treviris stetit annis mille trecentis.

Ich bin es zufrieden, auch ohne Jahre und Mondentage zu bestimmen, daß Wenpobona unter

ter dem Namen Vendum ehe schon gestanden habe, als es die Römer bezwangen, zur Gränzstadt und Municipium machten, mit Wall und Mauren umzingelten, und mit Soldaten belegten. Unter andern war in der Strecke von hier bis Haynburg die dreyzehent gedoppelte Legion durch volle neunzig Jahre, bis sie unter dem Kaiser Trajan über die Donau wider den Dacier König Decebal ausziehen, und in dem neueroberten Siebenbürgen sich setzen mußte. Nach ihrem Abzuge war an der Donau bis sechzig Jahre Friede. Als aber unter der Regierung des Markus Aurelius, der eben hier verschieden ist und vergöttert worden, die Markomannen, Quaden, Schwaben, Sarmaten und andere jenseits der Donau sich abermal regten, die er hauptsächlich durch seine Donnerlegion aus dem Marchfelde geschlagen, trat die zehent deutsche gedoppelte Legion hier auf, die nachher drey hundert und achzig Jahre Standquartier da gehalten, von ihren Obersten verschiedene Namen geführt, solche sammt dem Lerchenwappen der Stadt selbst und ihrem Gebiethe mitgetheilet hat, weil die Krieger selber Legion wie die Lerchen zugespitzte Sturmhauben trugen.

So spielten die Römer ein halb Jahrtausend den Meister in unsern Landen, aber ihre gesammelten Lorbern verwandelten sich oft in Cypressen. Weder ihre trefflichen Legionen an der Donau, noch die östreichischen Ströme, ja nicht einmal die ungebahnten Alpengebirge konnten die wild-

 deut-

deutschen Völker, die der Norden ausgehäckt, und Westen nicht geschmeidiger gemacht hatte, verhindern, Italien in einem Jahrhunderte sich dreymal zu unterwerfen. Und welch blutige Auftritte waren da in unserer Vaterlandsgegend? Oestreich war ja immer das Mittel des blutigen Schauplatzes so vieler Trauerspiele. Nur die oft erwähnten Quaden und Markomannen, was wagten sie nicht für Ueberfälle? Sie mochten nun schlagen oder geschlagen werden: ihr Waffenklang war gleichsam die Loosung für ihre nordlichen Gebrüder, um Mord und Tod herbeyzurufen. Die geringste Bewegung gegen Süden zu, und ein schaler Lärm weckte gleich die Gothen, und Jazyger und Dacier, und Wandaln, und ein Gewirre unzählig anderer ganz unbenannter Völker auf, die wegen ihrer barbarischen Unwissenheit weit fürchterlichere Krieger, als ihrer Waffen halber, gewesen: alles flog bey ihrer Annäherung, alles fiel vor ihren Streichen.

Wrr nennet sie uns aber alls die aufgelärmten Wildmenschen, die in unserm Antheile je gesessen, sich nacheinander verdrängt und aufgerieben haben? Die veralteten Benennungen unsers Vaterlandes, wie sie in geprüften Urkunden vorkommen, zeugen zwar untrüglich von der Anwesenheit abwechselnder Einwohner; man gerieth aber dabey in eine schimpfliche Irre, wenn man dächte, die Namen: Bojoarien, Norikum, das obere oder erstere Pannonien, oder auch geradehin Pannonien, desgleichen Bojohäm oder Marko-

komannien, Rugiland, Hunnien oder Avarien, Ostrogothien und Wawarie, sonst auch das östliche Bavarien, wenn man dächte, sage ich, die Namen östliche Marcha, oder schlechthin ohne allem Zusatze, die Mark, Ostirrichi oder Osteriche 2c. seyen allgemeine Benennungen des ganzen heutigen Oestreichs nach seinem dermaligen Umfange, da doch nie ein einzelnes Volk im ersten Jahrtausend Oestreich ganz besessen hat. Selbst die allerältesten uns bekannten Einwohner die Bojoen nicht, die sich in dem heutigen Bayrn an den beyden Donauufern verbreitet, und nach erhaltenem Siege über das römische Heer bey Oettingen erst vestgesetzet haben. Gegen Osten zu hatten sie an der südlichen Donauseite die Noriker, und an der nordlichen die Markomannen und Quaden zu Nachbarn. An deren Stelle traten endlich die Heruler und Rügen auf, nachdem der üppige Kaiser Gallien jenen für ihres Königs Attalus Tochter Pipa Oberpannonien, oder die Strecke Landes vom Kahlenberge bis an die Raabe einberaumet hatte; doch auch hier wurden sie von den scytischen Hunnen im vierten und folgenden Jahrhunderte von den Behemanischen Sklaven, und diese wieder von Longobarden ausgetilget, die nach ihrem Römerzuge den Hunnen ihre Plätze abgetreten haben.

Nicht minder schauderlich waren die Ueberschwemmungen herrschender Nationen in Unteröstreich disseits an der Donau. Unter dem ungeänderten Namen der Noriker klebten hier zu hal-

halben und ganzen Jahrhunderten Wandaln, Gothen und Ostrogothen; auf der einen Seite brachen darauf die Thüringer, und zu viermal auf der andern von der mäotischen Pfitze her die Hunnen ein. Sie verunstalteten unser Vaterland, und man ward kaum ein Merkmal der Menschlichkeit an ihnen gewahr; sie schnaubten von Morden und Metzeln, und brachten es dahin, daß sie lange vor Karl des Großen Zeiten ganz Pannonien, und Unteröstreich diess- und jenseits der Donau bis an den Kamp und Ensefluß, ja auch weiterhin inne, und so die Bojoaren zu Nachbarn hatten. Die Bayrn aber waren ein mächtig Volk; um den Lech fürchterlich ausgebreitet erkannten sie nur die Uebermacht der Franken, die auf den Trümern des weströmischen Reiches das ihrige errichtet haben. Und was konnten sie anders, als auf das fränkische Wachsthum neidisch hinüberblicken, und doch heimliche Bundsgenossen ihrer Feinde der Avaren seyn? Hierinn liegt auch die entfernteste Ursache der Entstehung des östreichischen Staatskörpers zubereitet.

Karl der Große, den Gott aus einer der Tiefe, die der Mensch nicht ergründen kann, ausgewählet hat, das Schicksal der Völker, der Reiche und Jahrhunderten zu bestimmen, Karl sollte zeigen, daß selbst die gewaltsamsten Verrückungen nichts dann vorgesehene Ordnung seyen, und selbst ein Ungefähr mußte ihm ein Mittel verschaffen, an der äußersten Spitze des

römisch-deutschen Reiches den Grund zu einem Staate zu legen, der ganz Europen bezeptern würde. Er merkte die treulosen Anschläge des bayrischen Herzogs Thassilo, und dessen Verständniß mit den Avaren zog Karln in den Harnisch; mit Heeresmacht zerschmetterte er die bayrische Hoheit, erklärte den herzoglichen Titel auf ewig für erloschen, setzte fränkische Grafen als Statthalter über Bayrn und einen Theil von Oberöstreich. Auch Niederöstreich ward mit dem Ausgange des achten Jahrhunderts von den ungebethenen Gästen vollends gereiniget, und das Schröcken Karolingischer Waffen trieb die Avaren bis hinter den Einfluß der Raabe in die Donau.

So bildete sich dann ein neuer Staat, die Stelle der ausgemerzten Landbezwinger besetzten fränkisch- und bayrische Colonien, diese stunden unter dem Markgrafen an der Ense, er aber unter bayrischem Schutze, und beede unter der Oberbothmäßigkeit fränkischer Könige, als die Oestreich, den Schauplatz ewiger Kriege und Völkerwanderungen, das schauerliche Grab der Thränen und Verwirrung zu einer Stätte künftiger Wonne neu geschaffen, und den Grund zu einem Reiche geleget hatten, das in unbemerkter Stille anwuchs, und sich zu den großen Rollen vorbereitete, die es einst als Schiedrichter Europens spielen sollte. Die Stuffen seines Wachsthums machen die Abtheilung seiner Geschichte einleuchtend, und die ununterbrochene Reihe seiner Regen-

genten biethet sich uns zum Leitfaden an. Ich bemerke fünf Hauptepochen, und da in jeder derselben Oestreich in einer andern Gestalt erscheint, setze ich folgende Perioden an:

I. Oestreich in seiner Entstehung unter abzuändernden Markgrafen,
vom Jahr 800 bis 935. Durch 135 Jahre.

II. Oestreich in seiner Emporsteigung, unter Markgrafen und Herzogen von Babenberg,
vom Jahr 935 — 1246. Durch 311 Jahre.

III. Oestreich in seiner Zertrümmerung unter den ersten Habsburgen;
vom Jahr 1246 — 1477. Durch 231 Jahre.

IV. Oestreich in seinem Vermählungsglücke unter beständigen Kaisern aus seinem Mittel;
vom Jahr 1477 — 1619. Durch 142 Jahre.

V. Oestreich im siegenden und blühendsten Zustande unter östreichischen Kaisern steyrischer Linie;
vom Jahr 1619 — 1776. Durch 157 Jahre.

Geflissentlich setze ich das Jahr 800 zur Hauptepoche meiner Perioden an, weil um dieselbe Zeit die Lande ob- und unter der Ense das erstemal zusammen unter ein Volk und Herrschaft kamen.

I.

I. Periode.

Oestreichs Entstehung.

Der westliche Theil Oestreichs, das Land ob der Ense genannt, war schon zu Anfang des sechsten Jahrhunderts ein Gränz- oder Markgrafthum, das unter bayrischer Aufsicht, nie aber unter dessen Landeshoheit gestanden hat, da Bayrn selbst in denselben Zeiten ein Lehnherzogthum der Franken, aber ein freyes Erbe des Agilulfingischen Hauses gewesen.

Die Herzoge sassen in Regensburg, und Diet oder Theodo II. ordnete an den vier Enden seiner weitschweifigten Gebiethe Mark- oder Gränzgrafen, aus denen Hierand der allererste, und ein Eingebohrner von Oestreich Graf Adalbert, der Bruder Otkars und St Pöltens Stifter, der letzte unter bayrischem Schutze an der Ense gesessen. Das Stück unter der Ense kam erst zu Ende des achten Jahrhunderts dazu, als Karl der Große das ihm zu furchtsame Herzogthum Bayrn in viele Grafschaften zertrümmert, seine Herrschaft gegen Osten bis an die Raabe verbreitet, im Gefolge der Religion auch Künste und Wissenschaften in Oestreich eingeführet, und darüber als die Vormauer des fränkischen Reiches wider die Hungarn seinen eigenen Schwager Geroldten als Markgrafen eingesetzet hat.

Karls

Karls Abstämmlinge im neunten und die folgenden Kaiser in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts mußten ihr Wohlwollen gegen Oestreich durch die Fahrläßigkeit oder den Hochmuth aufgestellter Gränzgrafen oft vereitelt sehen. Die Verbannung Waldrichs und Gerolds nach Gasconien, Rathbothens und Babons Absetzung, Wilhelmens und Engelschalkens Todesstrafe sind dessen Beweise. Nur Leopold Graf von Langenfeld und Schyrn, und sein Sohn Arnulph thaten Wunderdinge wider die Hunnen; aber stolz über sein Glück ernannte sich letzterer zum König über Bayrn, entzog sich der Obergewalt des deutschen Konrads, setzte eigenmächtig Rüdigern über Oestreich, und beyde behaupteten sich auch unter dem Vogler; nur daß Arnulph die Königskrone wieder ablegte, und der Vogler sich vorenthielt, nach Rüdigers Tode die beyden Grafen Leopold und Alberten von Babenberg in die von ihm erneuerte Reichsmarkgrafschaft Oestreich einzusetzen, womit Albertens Sohn Leopold vom Kaiser Otto I. für sich und seine Nachkommen erbbelehnet worden. Und so war der Staat von Oestreich in seiner ersten Grundlage.

II. Periode.

Oestreichs Emporsteigung.

Von diesem Zeitpunkte an schwingt sich unser Staat, und zehn Babenberger, die ersteren sieben

als

als Markgrafen, die anderen schon als Herzoge unterhalten die Kette der Ehre und des Glückes von Oestreich durch mehr als dreyhundert Jahre. Unverdrossenes Wachen für die Ruhe unsers Vaterlandes, Liebe und Treue für die Kaiser, Eifer für die Religion, und Muth wider die einbrechenden feindlichen Nachbarn zeichnen sie der Reihe nach alle aus. Leopold I. Erbmarkgraf stirbt mit dem Nachruhm des Durchlauchtigen.— Heinrich trägt die Schuld seines Zeit- und Namensgenossen Herzogs von Bayrn, und heißt ganz ohne Grund der Rebell. — Albert, dessen Sohn erwirbt sich des Siegreichen, und Ernst desselben Enkel des Tapfern Beynamen, wird auch vom Kaiser Heinrich IV. S. R. I. Prior benamset, worinn der Grund unsers sobenannten Erzhauses liegt. — Leopold der Schöne eifert wider die laue Andacht, und regiert höchst löblich, was immer der Reimschmiede Enneckolz, und Hagenus aus ihm dawider aufmutzen. — Leopold der Heilige veranläßt durch Uebertragung des Markgrafsitzes auf den Kahlenberg die Wiedererbauung Wiens nach einer fünfhundertjährigen Verödung; schlägt die Kaiserkrone aus, und seine Wunder nach dem Tode verdunkeln die Wunder seines Lebens. — Dessen Lieblingssohn Leopold der Freygebige erhält von seinem Halbbruder Kaiser Konrad dem III. auch Bayrn zu Oestreich, und in beyden behauptet sich — Heinrich dessen älterer und im Testamente des heiligen Leopolds nicht erwähnte Bruder, von seinem Schwure Jasomirgott genannt, der Bayrn

nach vierzehn Jahren wieder abtritt, Oestreich dadurch zu einem unabhängigen Reichsherzogthume macht, und vom Kaiser Friederichen dem Rothbart die ausnehmendsten Freyheiten erhält.

Glänzend in seinem Ursprunge, was immer Monzambano dawider geeifert, hebt nun Oestreich als ein Herzogthum sein Haupt empor. Jasomirgott als ein unmittelbarer Reichsstand regiert noch sechzehn Jahre, macht Wien zum herzoglichen Sitze, kriegt und siegt zu dreymalen, und stirbt vom Pferdesturz. — Leopold der Tugendhafte, der wackerste Christritter läßt sich die bey Ptolemais vom englischen König Richard angethanene Schmach theuer bezahlen, kauft dafür Steyermark und andere Grafschaften, erweitert Wien, und umzingelt es mit Mauren. — Friedrich seiner zween Ritterzüge wegen der Katholische, und Leopold dessen Bruder und Nachfolger eben darum der Glorwürdige bauet die alte Wienerburg, stirbt in Apulien im Versöhnungsgeschäfte zwischen dem Pabste und dem Kaiser, und ist unglücklich in seinen Söhnen. — Friedrich, seiner glücklichen Kriege wegen der Streitbare, nimmt Krain und Windischmark in seinen Schutz, artet aber aus, bekriegt der erste seine Unterthanen, wird aus Wien gejagt, und der vermittelnde Kaiser umschafft es zur Reichsstadt. Er, der Herzog erobert es abermal, versöhnt sich mit dem Kaiser und seinen Bürgern, bleibt in dem hitzigen Gefechte bey Neustadt wider die Hungarn, als

als der letzte babenbergischen Stammens ohne Erben.

III. Periode.

Oestreich in der Zertrümmerung.

Mit Anbeginn der zwoten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts ändert sich auf einmal die Scene. Oestreich wird ein gräßlicher Schauplatz von innerlichen Kriegen, Vater- und Brudermorden, und gegenseitigen Verheerungen. Den rechtmäßigen Erben fehlte es an Kräften, ihre Ansprüche geltend zu machen; des Königs in Böhmen Ottokars Uebermacht entschied bey ihren Streitigkeiten, und das Band der Ehe mit einer der Schwestern des unbeerbten Friedrichs, das nur die Habsucht geknüpft, und die Verstossung wieder entzweyet hatte, sollte die östreichischen Landen auf ewig mit Böhmen verbinden. Die dem Kaiser Richard abgeschmeichelte Belehnung, und die Hinrichtung Friedrichens eines noch übrigen Sprößlings von Babenberg, beschönigten zwar die verkleisterten Gerechtsamen Ottokars; aber Gott erweckte Rudolphen von Habsburg als Schiedsmann, setzte ihm als dem Haupte der Tugend die Kaiserkrone auf, nachdem er sie über die anderen lange genug gewogen hatte, und dieselbe zu tragen am würdigsten befunden worden.

 Nun

Nun erhebt sich unser Staat wieder aus seinem Schutte, in den er durch die Brüdertheilungen abermal zurückfällt. Die östreichischen Landen werden dem Ottokar als widerrechtliche Besitzungen entzogen, als rückfällige, und entledigte Lehen dem Reiche heimgestellt, dann erst auf dem ausgeschriebenen Fürstentage zu Augsburg, Alberten dem ältesten Sohne des Kaisers als ein Reichslehen übergeben. Rudolph Alberts Bruder wird Fürst in Schwaben, und stirbt in seinem Sohne aus, da in Oestreich über die fünfhundert Jahre noch Habsburger thronen, und von Albert dem V. Herzoge und II. Kaiser an in ununterbrochener Reihe durch mehr dann drey Jahrhunderte die Kaiserkrone tragen. Unter den sieben ersten Herzogen des Habsburgerhauses wird manchmal die letzte Stuffe des östreichischen Wachsthums die erste seines Verfalls; der Vater steigt, die Enkeln sinken, und richten sich wieder auf.

Albert I. bekömmt Oestreich, Steyermark, Krain, Windischmark und Portenau, nebst der nächsten Anwartschaft auf Kärnthen und Tyrol; schwingt sich auch auf den Kaiserthron, und wird im zehnten Jahre vom Brudersſohne seinem Mündlinge getödtet, nach dessen Aechtung auch Schwaben an Oestreich fällt. Herrliches Wachsthum! aber — Friedrich der Schöne muß mit seinen Gebrüdern theilen, wodurch Oestreichs Macht vernichtet wird, und Ludwig der Bayr sich leicht auf dem Kaiserthrone wider ihn be-

behauptet, den er doch im achten Jahre seiner Gefangenschaft als Mitkaiser erkennet. — Albert der Weise hat freylich das Glück, die östreichischen Erblanden zusammen, auch Kärnthen und Pfyrt an sein Haus zu bringen, aber die Theilung unter seine vier Söhne schwächt. — Rudolphen den allgemeinen Kirchen- und Klösterstifter, der Tyrol von der Maultasche erbt, und nebst der Tochter Kaiser Karls IV. die Bestättigung des Erbes, und das Privilegium de non evocando von ihm erhält, aber beydes nicht lange genießt. Nun pflanzen dessen Brüder: Albert mit dem Zopfe die östreichische durch fünf und siebenzig Jahre, und Leopold der Fromme die tyrolische Linie unter Erweiterung ihrer Herrschaften fort. Dieser erhielt auch von der Großmuth seines Bruders außer Oestreich alles, worinn ihm sein Sohn — Albert der IV. folgt, der mit der zu ungleichen Theilung seines Vaters unzufrieden, bald darauf im Zuge wider den mährischen Markgraf Prokop mit Gift aus dem Wege geschafft wird, da sein einziger Erbe — Albert der V. noch kaum zehn Jahre alt ist. Itzt heben sich alle Stürme, die bey Minderjährigkeiten gewöhnlich sind. Des Vaters Brüder zanken und schlagen sich um die Vormundschaft; der Unterthan theilt sich, und wird aufwiegelnd; der Eigennutz durch Ungestraftheit unterstützt richtet Verheerungen an, und Oestreich sowohl als die innern Landen der Vormünder, sind in wilder Gährung. So endete sich das erste Drittheil des fünfzehnten Jahrhunders.

IV. Periode.

Oestreich im Vermählungsglücke.

Doch solche Stürme pflegen vor der Stille künftiger Täge herzugehen. Albert V. ward gar bald des vormündlichen Zwanges entledigt; Kaspar Schlick und Rembert von Waldsee waren seine und des Landes Väter. Er hatte nur die Trümmer des Thrones seiner Anherren zur Wiege: aber bereits kehrten sie zurück, die abgezwackten Länder, und seine Vermählung mit Kaiser Sigmunds einziger Tochter und Erbinn Elisabeth zeigt dem Hause Oestreich die ihm angemessenste Vergrößerungsart. Nicht durch Kriege; durch gut gewählte Heyrathen, und den dadurch behaupteten dreyhundertjährigen Besitz des deutschen Kaiserthums ist die östreichische Monarchie entstanden. Die zween ersteren Alberten haben ihren Enkeln den Weg dazu ausgezeichnet. Albert V. aus den Herzogen, und der II. unter den Kaisern, erhielt zur Mitgabe zwey der mächtigsten Königreiche Ungarn und Böheim mit den dazu gehörigen wichtigen Nebenlanden. Maximilian I. vermählte sich mit Maria von Burgund, und brachte so diese Grafschaft sammt vierzehn Provinzen der Niederlanden an Oestreich. Die übrigen fünf erkaufte Maximilians Enkel aus seinem Sohne Philippen. Karl der V. dessen Vater sich mit Johanna der Erbinn von Castilien und Tochter Ferdinand des

V.

V. Kaisers in Spanien, diese ganze Monarchie erworben, und durch erstbemelbten Karl an Oestreich verbunden hat, als dessen Staaten dazumal von einem Ende Europens zum andern, ja sogar in andere Welttheile reichten. Es waren aber auch oft betrübte Zwischen- und Folgezeiten, wie uns die Geschichte östreichischer Regenten belehret, die ich blos als Erzherzoge, nicht als Könige und Kaiser, oder auch als solche, aber nur in Beziehung auf Oestreich betrachte.

Albert also der II. trug seine drey Kronen nur ein Jahr, starb, und vererbte seine durch die Hussiten verödeten Reiche an seinen Nachsohn. — Ladislaus unter der Vormundschaft Friedrichens III. der sich der erste Erzherzog geschrieben, seinen mit Heeresmacht gefoderten Mündling den Reichsstatthältern in Ungarn und Böhmen, und den östreichischen Landesständen im zwölften Jahre seines Alters verabfolgen ließ, ihm aber im fünften Jahre darauf als Erbe selbst in allen Reichen folgte. Das Land ob der Ense riß Friedrichens Bruder Albert der Verschwender an sich, der ihn dreymal feindlich anfiel, und jedesmal seine unbesoldeten Krieger als Räuber in Oestreich zurück ließ. Diese, und noch mehr die auf das Faustrecht trotzenden Landesherren trieben sogar Menschenhandel, und verübten die gewaltsamsten Plackereyen. Gewalt gieng vor Recht; ja der Unterthan erfrechte sich seinen Herrn und Kaiser einmal in Neustadt, und in seiner Burg das andertemal zu

belagern. Siebenmal wagte der Türk einen Einfall in die innern Lande, und Mathias König in Ungarn jagte sogar den Kaiser aus seinem Eigenthume.

Maximilian I. Kaiser Friedrichens Sohn hatte ein besseres Schicksal. Die durch hundert vier und dreyßig Jahre getrennten östreichischen Erblanden brachte er zusammen, säuberte und beruhigte ganz Oestreich, das Zeit seiner Regierung auf den höchsten Gipfel der Macht und Herrlichkeit angestiegen; seine beyden Enkeln wurden nacheinander Kaiser, und Ferdinanden dem I. trat sein Bruder Karl der V. die östreichischen Erblanden alle ab, die noch dazu durch sein Verlobniß mit Annen Uladislaens König in Ungarn und Böhmen Tochter von neuem mit beyden Reichen vermehret wurden. Unter ihm ward Wien das erstemal von den Türken belagert, denen er mehr als den Protestanten gewachsen war. — Maximilians II. Mischung spanischer Hoheit mit östreichischer Leutseligkeit erhielt ihm bey den so verderbenden Religionszwisten noch seine Rechte, und — Rudolph folgte ihm in allen Reichen, und auch im Kaiserthume; ein viel zu stiller Herr für die so lärmenden Zeiten, der endlich mit einem jährigen Gehalte im Pragerschlosse zufrieden, alles seinem Bruder — Mathias abtreten mußte, unter dem die Religionsstreitigkeiten, denen er anfangs, wie seine Vorfahren alle, zu viel nachgegeben, nicht gehoben wurden. Vielmehr entspann sich

der

der dreyßigjährige Krieg, während welchem Mathias gestorben.

V. Periode.

Oestreichs siegender und blühendster Zustand.

Unser auf so dauerhaften und unsträflichen Gründen aufgeführtes, von so manchem Arme unterstütztes, und mit den herrlichsten Thronen der Welt verbundenes Erzhaus arbeitet nun an seinem innern Glücke, und erhält das Gleichgewicht Europens. Er grünet noch der majestätische Stammbaum von Habsburg, und obschon mit Mathias die eine Hälfte vermorschet ist, so blühet doch die andere in dem an Kindesstatt angenommenen Ferdinande dem Steyrer, und seinen sechs Nachkommen, die Herzogen Ernesten den eisernen für ihren Stammvater erkennen.

Ferdinand also der II. das Demüthigste der Religion mit dem Majestätischen des Thrones zu vereinen gewohnt, griff die Ketzerey in ihren letzten Verschanzungen an, und ward darum von seinen verhärteten Unterthanen auf das schimpflichste belagert. Aber der Herr vom Kreuze sprach; er schlug die Belagerung auf, und bahnte ihm den Weg zum Kaiserthron. Böhmen huldiget nun Friedrichen dem Pfälzer, und Un-

garn ruft Bethlen Gaborn aus, wider die sich aber Maximilian von Bayrn, Tampier und Buquoy verewigen; so wie der von Pappenheim die Oberenserbauern, und der ungerufene Kosakenschwarm Sigmunds III. Königs in Pohlen die Unteröstreicher endlich zu Paaren treibt.

Ferdinand III. macht die stolzen Hoffnungen der Schweden durch die demüthigendste Niederlage bey Nördlingen zu Wasser, die sich späterhin mit Ragoczy aus Ungarn vereinigen, und Oestreich verheeren. Endlich wird er doch aus einem zwölfjährigen Feinde ein Wiederhersteller des Friedens in Europen, und erkaufet mit Verluste einiger Landschaften die seinen ausgezehrten Reichen längst erwünschte Ruhe.

Leopold der Große, dessen sieben und vierzigjährige Regierung eine Kette von Verschwörungen, Aufruhren, Kriegen und Triumphen ist; hat die Siege über seinen Erbfeind Ludwigen XIV. über den Türken vor Wien, und Ragoczy in Ungarn, über die Rebellen des Grafen von Karoly ꝛc. seinen unvergleichlichen Feldherrn: Karln von Lothringen, Ludwigen von Baaden, den Grafen von Montekukuli und Guido von Starhemberg, nebst dem großen Eugen zu verdanken. Klugheit entwarf ihre Unternehmungen, Herzhaftigkeit führte sie aus, der Sieg krönte sie, und die Geschichte arbeitet noch an der Krone ihrer Unsterblichkeit. Durch sie verband er Tyrol auf ewig mit Oestreich, machte

Un-

Ungarn erblich, verdiente sich die Anwartschaft auf Pohlen, und vertheidigte seine Gerechtsamen auf Spanien.

Joseph I. führte den ererbten spanischen Successionskrieg durch die sechs Jahre seiner Regierung mit großem Glücke fort; brach die Herzenshärtigkeit des Ragoczy, und der zween Erzrebellen Bezeredi und Esterhazy durch seine unsterbliche Generals den Prinzen Eugen, erstgenannten Grafen Montekukuli, Palfi, Tyge, Löfelholz und Heister; Männer, die selbst die Hindernisse in Hilfsmittel zu verwenden wußten. Der Banko, und die Wiederherstellung der Akademie, der Künste und Wissenschaften sind unter anderen Josephs Verdienste um Oestreich. Dessen Bruder

Karl VI. über sein Glück erhaben, und grösser als sein Glück, erweiterte die alten Wege des östreichischen Wachsthums, und zeichnete neuen Pfad durch unbekannte Gegenden zu dessen Flor; ließ östreichische Segel wehen, und alle die Häfen der Pforte, der Regierung zu Tripolis, Rußlandes und Spaniens stunden ihm zu Dienste offen. Doch die Seemächte sträubten sich; auch Spanien mochte den Verlust der Niederlanden, Neapels, Maylands und Sardinien, wie Frankreich sein Altbreysach und Freyburg nicht vergessen: Ungarn war indessen auch um ganze Königriche angewachsen. Der Neid also seines geprüften Glückes machte fast ganz Euro-

 pen

pen rege. Er aber, der Kaiser zog das süße Vergnügen, gar keine Feinde zu haben, der Ehre, sie aufzureiben, vor, nahm Bedingnisse an, die vom Mißgunst eingegeben waren, gab Länder hin, und versicherte der übrigen durch die pragmatische Sanction seine Erbtochter

Maria Theresia; diese erfuhr gleich bey der Thronbesteigung die blendenden Versicherungen verstellter Ergebenheit garantirender Mächte, denen ihr Vater zu viel getrauet, und die durch List und Tücke alle Triebfedern in Bewegung setzten, um sich aufzuschwingen, und Sie hinabzuschleudern. Aber unsere Große, ihrer Einsicht wegen über ihr Geschlecht, und der Religion halber über alle Zufälle erhaben, schmiedete in ihrem Bethzimmer die schmeternden Donner zu ihrer Vertheidigung, und ließ Prinzen Karl von Lothringen, Fürsten von Lobkowitz, die Grafen von Neuberg, Sekendorf und Wallis, Römern, und vor allen Khevenhüllern im Mittelpunkte Europens; entgegen Wenzeln von Liechtenstein, Marquis de Potta, Schullenburg und andere in Italien, den Grafen Braun aber allenthalben sich Lorbern sammeln. Diese erhielten Theresiens Thron, dessen eine Hauptstütze Schlesien schon eingegangen war, und theils sie, theils ihre ruhmvollen Nacheiferer schützten ihn bey seiner Veste im andern Hauptkriege wider Friedrichen König von Preußen, der sich allein stark genug zu seyn dünken ließ, ihn zu erschüttern. Dann, der ohne Langsamkeit zaudernde Fabier;

Na=

Nadasty, der ungarische Cäsar; Haddick, der beym ersten Angriff alles übern Haufen warf; Laudohn, der Züge that, die selbst dem Xenophon Ehre brächten; Gianniny, der die glücklichsten Plane entwarf, und Lascy, der dem Glücke nichts überließ, was ihm durch Voraussehen konnte genommen werden, diese haben sich dabey, ohne den Ruhm der hier Unbenannten zu beeinträchtigen, die Unsterblichkeit verdienet. Unsere Kaiserinn Königinn verbreitet indessen durch ihre acht und dreyßigjährige Regierung Glück und Segen über ihre Erblanden, die um Toscana, und die westsüdliche Strecke von Pohlen angewachsen sind, und macht sich durch die nützlichsten Polizeyanstalten, durch Beförderung der schönen Künste, durch Wohlthaten gegen Gelehrte, zur ächten Landesmutter, deren Bild zu entwerfen für eine geschicktere Feder aufbehalten seye; wie auch

Josephs des II. ihres Sohnes, Kronerbens und Mitregentens, und unsers allerdurchlauchtigsten Kaisers, der sich uns den sorgfältigsten Vater zeigt, der für seine Kinder die beschwerlichsten Reisen übernimmt, und bey jeder Noth seiner Unterthanen der erste ist, der Hilf und Mittel schaffet, dessen Uebereinstimmung von gesprächer Größe und Zutritt gestattendem Ernste uns alles Glück ahnden läßt; der itzt schon der entferntesten Zukunft ein ungeschmeichelt Vergnügen schäfft, und sich den Beynamen des Großen verdient: mit dem die Lothringeröstreichische Linie anfängt, die ewig dauere!

Der

Der Fuchs und der Bauer.

Eine Fabel.

Ein Bauer sah vor seinen Thüren
Den Fuchs sein beßtes Huhn entführen;
Er lauft — Er ruft — das Huhn ist mein,
Du Dieb, du Schelm hast mirs gestohlen —
Der Fuchs spricht — — Bruder Bauer! Nein!
Ich mußt es mit Gefahr abholen;
Nun ist es mein, und nicht mehr dein —
Der Bauer dringt auf seine Rechte,
Der Fuchs ruft — — Narr! dort steht ein Held,
Geh! frag ihn um das Recht der Knechte!
Der Starke thut was ihm gefällt.
Du schlachtest frey, und ich muß stehlen,
Mein Recht heißt: Hunger, Kräfte fehlen;
Sonst würde bald ein Heer Soldaten
Für mich die fetten Hüner braten.
Sprich Held ist das nicht auch dein Brauch?
Du würgst um Ruhm, ich für den Bauch;
Ich bin aus Noth ein Hünerdieb,
Doch meine Brüder hab ich lieb:
Für Ruhm dein treuer Knecht zu heißen,
Werd ich mich nie mit Füchsen beißen.
Der Bauer geht beschämt zurück,
Beneidet kluger Füchse Glück,
Entschließt sich auf den Fuchs zu lauren,
Und denkt: — was sind wir dumme Bauren.

Lob

Lob des Esels.

Eh ich auf das wahre Lob meines kostbaren Thieres komme, halte ich für nöthig, erstlich zu zeigen, warum dieses sonst so edle Thier in so große Verachtung gekommen sey. Sein Namen ist ein Schimpfwort geworden, und sein Bild soll nunmehr das Laster der Trägheit vorstellen. Ungerechtes Verfahren, wenn man eine Tugend für ein Laster ausgiebt! Häßliche Verläumdung, wenn man ein Wesen verachtet, warum es doch vor anderen sollte gelobet werden. Doch da die Menschen Tugenden für Laster, und Laster für Tugenden ausgeben, wie kann ein verlassener armer Grauschimmel ein besseres Glück hoffen? Der Grund dieser Lästerung aber ist, weil wir die Thiere blos nach ihren Eigenschaften und nach unserm Nutzen beurtheilen. Wäre der wahre Nutzen die einzige Richtschnur, so wäre vielleicht mein Esel (denn warum sollte ich ihn nicht meinen Esel nennen, da ein jeder Kritiker das Recht hat, denjenigen Autor, auf den er seine meiste Zeit gewendet hat, seinen Sueton, seinen Horaz, seinen Virgil zu nennen?) in mehrere Betrachtung gekommen. Allein die Erfüllung unserer Lüste sind dasjenige, was wir für unsern Nutzen halten. Daher schätzet man auch jene Thiere am meisten, welche unsere Begierden befriedigen können. Ein hochtrabendes Pferd lobet man, weil es unsern Hochmuth zeigen kann.

Von

Von der unsere Ohren kützelnden Nachtigall schreibt man Gedichte, man unterhält sich bey ihrem Gesange stundenlang, und dem, der nicht beym ersten Schlage stille steht, spricht man den Geschmack ab, und so von anderen Thieren; und wenn ich nicht das schöne Geschlecht aus Ehrfurcht verschonte, so würde ich tagelang erzählen müssen. Was soll ich von Schooshündchen, Jagdhunden, Falken sagen? Doch genug, man sieht ohne meine Erinnerung, daß die Sinnlichkeit, die bloße Sinnlichkeit den meisten Thieren ihren Ruhm schmiedet, ich muß zu meinem Esel kommen.

Ich bemerke, daß mir diejenigen Vortheile fehlen, mit denen man sonst seine Lobschriften anfüllet. An dem Ruhm seines Vaterlandes nimmt er keinen Antheil, ein wienerischer Esel ist eben ein Esel, wie ein pariserischer. In seinem Geschlechtsregister giebt es keine gelehrten, keine reichen, keine ansehnlichen Esel. — Ich hielt es für unnöthig, das Stammbuch meines Esels zu verzeichnen: den Ruhm, den Homer durch das Geschlechtsregister, das er von den Pferden seines Helden machte, erlanget hat, konnte ich nicht hoffen, denn ich bin kein Homer, und mein Esel, mein Held wollte ich sagen, ist kein Achill. Und was brauch ich wohl die berühmten Ahnen meines Esels in den alten Manuscripten aufzusuchen? mein Esel ist für sich groß, mit einem Worte vollkommen, und hat

nicht nöthig seinen Ruhm von seinen Vorältern zu borgen, wie viele unserer Edelleute —

Betrachten wir den Esel nur so wie er ist, o wie werden nicht seine Tugenden der ganzen Welt in die Augen fallen! Mir scheinen besonders sein ernsthaftes Wesen, seine Mäßigkeit, seine Sanftmuth, seine Vorsichtigkeit, und letztlich der Beytrag zu dem Nutzen des Menschen betrachtungswürdig zu seyn.

Ich gedenke mit Fleiß nicht der Leibesgestalt meines Esels. Daß er aber schön ist, können wir daraus erkennen, weil er der Eselinn gefällt, und wenn wir jemanden gefallen, so ist dieses ein Merkmal einer an uns gefundenen Schönheit.

Und niemals hat ein Esel sich durch Kunst verschönern wollen. Ich halte dieses für einen Vorzug des menschlichen Geschlechtes. Ich wüßte nicht, daß ein Esel seinen Kopf in den Koth gestecket hätte, um durch dessen braune Farbe, die weisen Flecken, die sich in seinem Gesichte befinden, zu bedecken, und sie der Farbe seiner übrigen Haare gleich zu machen. Ich habe zwar wohl Esel mit weisen Köpfen wider ihre Natur gesehen; es war aber dieses nicht aus Vorbedacht des Esels geschehen, sondern der Eseltreiber hatte den Mehlsack so unvorsichtig über seinen Kopf herabgezogen, daß der Mehlstaub auf demselben liegen geblieben war. Wozu ein Esel nichts beyträgt, das schreibe man ihm nicht zu.

Wie

Wie ernsthaft ein Esel sey, weisen alle seine Gebärden. Sie sind natürlich; man bemerket an ihm keine nach der Kunst gezwungenen Drehungen des Leibes. Beweget er sich, gehet er, läuft er, so ist es eselmäßig. Er richtet solches nach seiner Natur ein, ohne sich dabey zu zwingen; die Züge des Gesichtes werden niemal wider die Natur verändert, um eine besondere Leidenschaft seines Gemüths anzuzeigen; sondern er bleibt allzeit der Esel. Man wird ihn niemal übermäßig lachen hören. Man verwundere sich nicht, daß ich dem Esel das Lachen zuschreibe, denn das Lachen ist ja ein bloses Zeichen einer innerlichen Zufriedenheit. Meinem Esel kommen bey seinem Scherze eben so wunderliche Dinge vor, wie dem Menschen. Also lacht er, er lacht aber in seiner Ordnung: daß uns der Ton seiner Stimme hart scheint, daran ist die Natur schuld. Bewegt er seine Glieder in dem Staube, und macht er sich durch das gewöhnliche Herumwälzen eine Ergetzung; so geschieht dieses weder nach dem Tone eines leblosen Dinges, noch nach der Willkühr eines durch die heftige Erfindungskraft aufgebrachten Gehirnes, sondern er wälzt sich wie er will, und wie es ihm am bequemsten fällt, ohne daß er dabey seine Glieder martere. Ernsthafter Esel! du Ebenbild der alten Deutschen, die viel lieber der Natur als der Einbildung fremder Thoren folgen wollten!

Gleichen Ruhm verdienet mein Esel durch seine Mäßigkeit. Seine Speisen sind die von der

Na=

Natur den Thieren sonst verordneten Erdgewächse, und sein Trank das den Säften des Leibes am beßten zukommende Wasser. Will er seinen Geschmack besonders rühren, so sind die in Deutschland wachsenden Disteln diese Begierde zu stillen fähig. Man darf seinetwegen nicht mit großer Lebensgefahr fremde Länder besuchen, um für ihn Speisen zu suchen; er wird niemals in Verwirrung gesetzet, unter einer Last von Speisen eine Wahl zu treffen. Hiebey bleibt er gesund und stark, und seine Glieder dürfen nie durch ein heftiges Reisen für seine lüsterne Zunge büßen. Er ißt alle Täge, ja noch mehr, er ergetzet sich alle Täge mit seiner Speise. Gleichwohl ist er des andern Tages nicht kränker, und darf sich keine gewissen Zeiten aussetzen, damit er durch eine vorhergegangene Mäßigung die Kräfte zur Verdauung einer ihm nicht allemal gewöhnlichen Speise sammeln möge. Die jungen Esel sind eben so stark und gesund, wie ihre Väter, und man kann nicht sagen, daß vor etlichen Jahrhunderten die Esel größer und stärker als itzt gewesen wären.

Sanftmüthiger Esel! Ebenbild eines wahrhaftig gesetzten Gemüthes! Mit deinem Beyspiele beweisest du, daß der Satz der Stoiker von der Unempfindlichkeit nicht eine eitle Geburt ihres hochmüthigen Gehirns gewesen. Haben sie ihren weisen Mann nicht unter den Menschen antreffen können, so würden sie ihn an dir gefunden haben, wenn sie dich nicht verachtet hätten.

Doch es ist ein Glück, daß du ein Esel und kein Mensch geworden bist. Du vollbringest alles dasjenige, was deine Natur erfodert, mit der größten Gleichgiltigkeit. Befändest du dich aber unter jenen, so würdest du in deinen Thaten beweisen müssen, daß dein zu großen Tugenden fähiger Heldenmuth zugleich auch von großen Lastern begleitet werde. Bleib werthester Esel! bleib nur ein Esel, damit sich die Menschen schämen müssen, welche glauben, daß diese Tugend nie könne ausgeübet werden. Dein Lob, tugendhafter Esel! das ich mich itzt nicht scheue jedem vor die Augen zu legen, würde einen Abgang leiden, wenn ich bey dir eine andere Absicht, als die Wahrheit hätte haben können.

Die Vorsichtigkeit ist eine Tochter der Klugheit, und eine Eigenschaft eines vollkommenen Gemüthes. Auch diese muß bey den Lobeserhebungen meines Esels nicht verschwiegen bleiben. Er ist glücklich, daß List und Betrug noch nicht unter seinem Geschlechte eingerissen sind; und daher darf er sich auch der Vorsicht in seinen sittlichen Handlungen nicht bedienen. Diesem aber ungeachtet kann man an den äußerlichen Handlungen die Vorsichtigkeit des Esels genugsam abnehmen, und wer seinen Gang betrachtet, wird zur Genüge davon überzeuget werden. Man sieht, wie sorgfältig die Esel die übeln Wege vermeiden, und wie die nachfolgenden ihrem ersten Anführer auf das genaueste folgen. Ein Mensch, der kaum die halbe Last eines

Esels trägt, verlanget schon von weitem mit einem gräßlichen Geschrey Platz: die Esel hingegen wissen auch mit einer größern Last schicklich auszuweichen. Man bedienet sich ihrer, ihrer Vorsichtigkeit halber, bey den Reisen auf dem Gebirge, und bey denjenigen Gelegenheiten, bey welchen wir die sonst von uns so hochgeschätzten Pferde nicht brauchen können. Folgten die Menschen ihrem Beyspiele, und richteten sie jederzeit ihre Augen auf denjenigen Weg, welchen sie gehen sollten; so würden sie weder auf so viele Irrwege gerathen, noch ihr Gang durch so vielfältiges Gleiten unterbrochen werden.

Endlich muß ich noch desjenigen Nutzens gedenken, welchen die menschliche Gesellschaft von meinem Esel erhält. Denn für das Futter, das er von den Menschen empfängt, ist er gewiß nicht undankbar. Sein Rücken trägt die größten Lasten. Dieses verrichtet er mit Geduld, und noch dazu ganz freywillig. Er verdienet deswegen einen großen Vorzug vor anderen Thieren: der Menschen will ich nicht einmal gedenken, die man erst mit hartem Zwange zu solchen Geschäften angewöhnen muß.

Wahr ist es, er muß öfters durch Schläge ermuntert werden. Aber erwege man nur: Erstlich ist die Hitze und Ungeduld des Treibers mehr als die Langsamkeit dieses bedachtsamen Thieres die Ursache, warum es Schläge empfinden muß. Hernach hat ja der Esel keine Belohnung von

den Thaten zu gewarten; er mag langsam oder geschwinde gehen, so verdienet er einerley Dank bey seinem Herrn, und es wird ihm von demselben doch nicht mehr als sein gewöhnliches Futter gereichet. Wie können wir nun, die wir doch bey den Versprechungen der größten Belohnungen so schläftig sind, wir, die wir nichts anfangen, wo nicht der gegenwärtige Nutzen unsere Sinne rühret, solche Dinge von anderen Geschöpfen begehren, welche, ob sie gleich unsere Natur erfodert, sehr selten von uns vollbracht werden.

Ich beschliesse also das Lob meines Esels, meines vortrefflich-vollkommenen Esels, und hoffe damit so viel zu erlangen, daß der Mensch eher sich selbst zu verachten anfange, als daß er Thiere, welche ihm doch ihrer Natur nach den Vorzug streitig zu machen scheinen, sogar geringe schätze.

S. U. D. P. U. D. Z. W. E. G. W.

Lisettens Lüge.

Wenn ich Lisetten fragte:
Kind! liebst du mich?
Wenn sie darauf mir sagte:
Ich liebte dich;

So würd' ich zwar vor Freuden
Nicht kennen mich,
Doch sagte sie bescheiden:
Ich hasse dich;

Denn wär' ich vor Vergnügen
Ganz außer mir:
Du kannst mich nicht betrügen,
Dieß sagt' ich ihr.

Dein Mund sagt' eine Lüge,
Errath ichs nicht?
Und zeigt nicht daß ich siege
Mir dein Gesicht?

O sag mir solche Lügen
Noch zwanzigmal,
Du kannst damit begnügen
Mich allemal

Lied auf den Tod der Doris.

Nach dem Kleistischen:
Sie fliehet fort; es ist um mich geschehn 2c.

Seyd mir gegrüßt ihr Thäler der Gebeine,
Seyd mir gegrüßt: Wie ruhig wallt mein Blut!
Empfanget mich, daß ungesehn ich weine,
Wo meine Doris ruht.

Ach steig herab von deinen Herrlichkeiten
Ins stille Thal, wo meine Flötte klagt!
Sie klagt umsonst in öden Einsamkeiten.
Und jammert bis es tagt.

Wo wandelst du, umglänzt von Himmels-
freuden?
Ach hörst du noch des Erdepilgers Lied?
Kennst dieses Herz, das noch im Schoos der
Leiden
Für dich, du Theure! glüht.

O heilig Grab, und ihr geweihten Glieder,
Zwar Erdenstaub, doch den ein Engel trug;
Ach stieg ich bald zu eurer Ruh hernieder!
Es ist genug! — geung!

O willst o Tod? — Das Rauschen deiner Flügel
Schreckt nicht den Geist, den beßre Freude lohnt.
O leite mich auf jene sel'gen Hügel,
Wo meine Freundinn wohnt.

Ich dulde gern! — Doch Vater, ists dein Wille,
Nur einen Strahl in meine Schwermuthsnacht!
Enlasse mich aus dieser morschen Hülle,
Die schöner einst erwacht.

Ich seh! — ich seh! in strahlenvollen Reihen
Dort wandelt sie! — Ihr Antlitz lacht mir Ruh!
Er kömmt, er kömmt der Tod, mich zu befreyen,
Sanft fällt mein Auge zu.

Die zween Stutzer.

Unlängst schlich ich einem Paar Stutzern nach, die mir ein ernsthaftes Gespräche miteinander zu führen schienen. Ich fand mich aber in meiner Hoffnung betrogen. Sie sprachen gemäß ihrem Karakter von der Mode, von ihren gemachten Eroberungen, und von tausend niederträchtigen Streichen, die sie der Unschuld gespielet hatten, worinn stets einer dem andern den Rang streitig machte. — (*)

Sie haben also keine Hoffnung mehr, sprach Philint, sich bey Ihrer Stolzen einzuschmeicheln? Keine, — wenn ich mich nicht unsichtbar machen kann. Und dieß will ich auch probiren. Ich habe unlängst ein Buch von verborgenen Künsten bekommen, darinn dieses Geheimniß entdecket ist. Glückets mir, so soll die Spröde gewiß meinem Netze nicht entgehen. — Ey mein Stutzerchen, dachte ich bey mir selbst, mache dir nur Rechnung darauf, du bist gewiß betrogen. — Und dieß gab mir Anleitung zu folgendem Aufsatze.

 Die

(*) Ich hatte die Unterredung dieser zween Stutzern fleißig in meine Schreibtafel aufgezeichnet, aber da ichs meinen Lesern auftischen wollte, fand ich, daß zwey Seiten davon ausgelöschet waren. — —

Die Unmöglichkeit sich unsichtbar zu machen.

Die Kunst sich unsichtbar zu machen, ist nicht erst heute oder gestern auf die Bahne gebracht worden, sondern man hat sich schon in den Zeiten des grauen Alterthums davon träumen lassen. Giges war ein Schaafhirte in Lydien, und als er einsmals mit seinen Schaafen auf dem Felde war, entstand ein großes Ungewitter mit Donner, Blitz uud heftigem Regen, worüber sich der Erdboden aufthat, und dariun eine große Höhle ward. In dieselbige gieng er hinein, und fand unter andern ein großes Pferd von Erzt, welches inwendig hohl war; in dem Bauche des Pferdes war ein kleines Fenster und Thürlein, wodurch Giges einen großen menschlichen Körper erblickte, welcher ganz nackend war, und nur einen Ring am Finger stecken hatte. Diesen nahm er zu sich, und lernte aus der Erfahrung, daß, wenn er den im Ring befindlichen edeln Stein gegen seinen Leib zukehrte, er unsichtbar wurde, und von Niemand konnte gesehen werden. Dadurch hat er auch sein Glück am lydischen Hofe gemacht. So erzehlt Plato Lib. II. de Republica diese Fabel.

Die heidnischen Magi rühmten sich auch der Kunst, sich unsichtbar machen zu können, wel-

ches man auch auf gewisse Art zugeben kann; denn weil sie sich meisterlich in ihren Tempeln und ausgehöhlten Götzenbildern zu verstecken, und allerhand Gauckelspiele zu treiben wußten, so waren sie zwar zugegen, aber unsichtbar, auf die Weise, wie man nämlich im Scherz vornimmt, da man sich unsichtbar machen, und von keinem gesehen werden, hingegen alle Umstehende sehen könne. Die Kunst ist lächerlich, und bestehet darinn, daß man in ein Faß krieche, welches voll kleiner Löcher ist, so ist man den Umstehenden unsichtbar, und kann sie doch alle sehen.

Der heidnische Wunderthäter Apollonius Thyänäus soll sich auch einsmals unsichtbar gemacht haben. Der Kaiser Domitianus hatte ihn ins Gefängniß werfen lassen, und möchte wider ihn nicht viel Gutes im Sinne haben. Als er nun vor den Kaiser gefodert ward, und durch seine Vorstellungen die Freyheit nicht erhalten konnte, so verschwand er aus der Gerichtsstube, und ward nicht mehr gesehen. Dieß geschah Vormittags zu Rom, und um den Nachmittag war er schon in Puteolo bey seinen Freunden Demetrio und Daneide, welche über seine Ankunft sehr erschracken, und nicht wußten, wie sie mit ihm daran wären, bis er ihnen seine Hand und Leib zeigte, und ihnen dadurch den Wahn benahm, daß er nicht ein Geist, sondern Apollonius selbst wäre. Dieses ist eine Geschichte, die sich sehr wohl in einen Zauberroman schickt,

dergleichen das von Philostrato beschriebene Leben Apollonii ist. Sie ist eben so glaubwürdig, als des Fortunati Wünschhütlein, womit er sich unsichtbar machen, und im Augenblicke von einem Orte zum andern, wenn er auch vom andern noch so weit entfernet war, gelangen konnte. Außer diesen findet man sonst wenig Geschichten von Leuten, die sich unsichtbar gemacht hätten. Nur meldet noch der Jude Benjamen Tudelensis in seiner Reisebeschreibung, daß ein jüdischer Zauberer Namens David Alruy sich unsichtbar gemacht, und doch geredet habe, auch auf einer Binde übers Meer gefahren, und also seinen Verfolgern entgangen sey.

Es kömmt überdieß verdächtig vor, wenn man zu den geheimen Künsten vielerley verschiedene Mittel angiebt, die einerley Wirkung thun sollten. Man kann dabey gedenken, einer und der andere habe die dabey vorgeschlagenen Mittel nicht bewährt befunden, und sey daher auf andere bedacht gewesen, die es aber eben so wenig ausrichten können. Sollte nun gleich diese Muthmassung nicht Grund haben, so bleibt es doch eine ausgemachte Wahrheit, daß die zum Unsichtbarmachen angegebenen Mittel nicht hinlänglich sind, auch zu einer unmöglichen Sache kein Mittel möge erdacht werden. Die so beliebten Edelgesteine sind das erste Mittel, welches die Unsichtbarkeit wirken soll. Dazu hat sonder Zweifel des Giges Ring, worinn auch ein edler Stein war, Gelegenheit gegeben. Ein gewisser

Graf in England ward ungefähr im dreyzehnten Jahrhundert beschuldiget, er habe aus des Königs Schatzkammer einen Stein entwendet, der einen Menschen unsichtbar machte, und solchen Bewellyn, des Königs Feind gegeben.

Albertus Magnus schreibt von einem Stein Ophthalmius oder Augenstein genannt, daß derselbe, wenn ihn jemand in ein Goldblatt eingewickelt bey sich trage, unsichtbar mache, und spricht, daß er virtutem excoecativam (eine verblendende Kraft) habe, und solche Strahlen von sich werfe, die alle Umstehenden verblenden. So wird auch vom Kaiser Constantin erzehlet, daß er diesen Stein gehabt, und wenn er ihn in die Hand genommen, unsichtbar geworden sey. Etliche wollen vorgeben, dieser Stein wäre nirgends, als bey dem Zeisige im Neste zu finden, und könne von keinem Menschen, sondern nur von den Vögeln angetroffen werden. Da denn einige die Kunst und Vortheile, das Zeisignest zu bekommen, wissen wollen, und soll es durch den Schatten im Wasser, oder einen Spiegel geschehen. Andere geben vor, daß er auch bey den Raben zu finden sey, wenn man nämlich einen jungen Raben aus dem Neste nähme, ihn erwürgte, und bey dem Neste an einen Faden aufhenkte; dann sollte der alte Rabe wegfliegen, und den Stein der Unsichtbarkeit bringen, welcher, wenn er ihn dem jungen in den Schnabel gestecket hat, denselben unsichtbar machen sollte, so daß er von keinem Menschen gesehen würde.

de. Deßwegen hänge man dem Raben einen langen rothen Faden an den Fuß, damit man durch denselben den jungen Raben bemerken, und also den Stein der Unsichtbarkeit erlangen könne. Siehe die geheime Unterredung von der Magia naturali p. 148. Dieses wird wohl ein unsichtbarer Stein seyn, weil ihn noch kein Mensch mit Augen gesehen hat; aber daß er unsichtbar machen sollte, ist nicht zu glauben. Es ist eine irrige Vorstellung, wenn man sich einbildet, der Stein könne durch den Glanz seiner Strahlen unsichtbar machen. Dazu würde zuerst nöthig seyn, daß der Stein durch ein äußerliches Licht erleuchtet wäre, sonst könnte er keine Strahlen von sich werfen. Wie kann aber solches geschehen, wenn man den Stein in ein Goldblättchen einwickelt, oder denselben in der Hand, oder im Sacke verborgen bey sich trägt? Sollte er etwa die Eigenschaft des Posphors haben, welches ein Stein ist, der im Finstern leuchtet, so würde er etwa auf vorgezeigte Weise nur des Nachts, und nicht bey Tage unsichtbar machen, weil seine Strahlen durch das Tageslicht geschwächet würden, und keinen zu verblenden tüchtig wären. Indessen macht die dunkle Nacht einen ohnedem unsichtbar, und man braucht keinen Stein dazu. Ein jeder wird von selbst errathen können, daß, wenn auch ein Stein die Kräften hätte, des Menschen Augen zu verblenden, dieses noch lange nicht Unsichtbarmachen heiße: sondern sobald die Umstehenden nur ihre Augen von den Strahlen des Steines

ab-

abwendeten, würden sie den Taschenspieler mit seinem Stein ganz gewiß sehen. Mit einem Worte: der Stein ist erdichtet, und wenn er auch wirklich vorhanden wäre, könnte er doch nicht leisten, was man sich von ihm verspricht.

Andere wollen die Unsichtbarkeit durch die Constellation und Kraft der Sterne zuwegenbringen, und setzen deswegen zu einer gewissen Zeit in der Nacht, wenn die Sterne am Himmel scheinen, ein zinnernes Becken unter den freyen Himmel mit einem klaren Wasser, und geben Acht darauf, wenn sich die Sterne im Wasser zeigen; dann nehmen sie rein Papier und Feder, reißen geschwind die Sterne ihrer Größe und Gestalt nach ab, verbrennen darauf das Papier, und machen eine Dinte daraus, womit sie einige Charakteres auf Jungferpergament schreiben, und solche Charaktere sollen den Menschen unsichtbar machen. Siehe die Unterredung von der Magia naturali Seite 150. Der Prozeß ist wunderlich genug, daher diejenigen, welche gerne ihrer Phantasie folgen, sich leichtlich überreden lassen, daß auf einen wunderlichen Prozeß, auch eine wunderbare Wirkung, nämlich die Unsichtbarkeit folgen müße. Wer hingegen mehr der Vernunft als der Einbildung folget, kehret diesen Schluß um, und weil er in dem wunderlichen Verfahren keinen Grund gewahr wird, warum daraus auch eine wunderbare Wirkung entstehen sollte, glaubt er gar nichts davon.

Un=

Unter die abgeschmacktesten Mittel, die Unsichtbarkeit zuwege zu bringen, gehört auch folgendes. Man nimmt eine gewisse Bohne, und pflanzet sie auf eine sonderliche Art in einem Katzen- oder Rabenkopf. S. die obbesagten Unterredungen S. 149. Wie man aber weiter damit verfährt, ist mir nicht bekannt. Es ist endlich auch nichts daran gelegen. Auf solche thörichten Dinge verfallen die Menschen, und schmeicheln sich dabey mit der Hoffnung eines guten Fortgangs; müssen sich aber zuletzt, weil sie keinen Grund haben, betrogen finden.

Johann Baptist Helmontius hat behauptet, es könne mit dem Unsichtbarmachen natürlich zugehen. Das Scheidewasser löset die Metalle dergestalt auf, daß sie durchsichtig wie Wasser werden, und durchs Gesichte von dem Scheidewasser nicht mehr zu unterscheiden sind. Auf gleiche Weise soll seiner Einbildung nach der Archeus oder Weltgeist die körperlichen Dinge in sich verschlucken können, daß sie gleichsam geistig werden, und nicht mehr zu sehen sind. Siehe dessen Traktat de insectis materialibus P. I. oper. p. 567. Er schreibt darinn dem Archeo eine wunderbare Wirkung zu, und weiß nicht einmal, ob ein Archeus in der Welt ist. Das Scheidewasser löset zwar die Metalle auf, machet aber dadurch eigentlich nicht unsichtbar, sondern bringet nur zuwegen, daß, da sie sonst dichte Körper sind, so eine flüßige Gestalt annehmen, und von dem Wasser nicht mögen unterschieden werden.

den. Die Theile des Metalls werden voneinander getrennet, und sehr subtill gemacht, breiten sich auch durch alles Scheidewasser aus. Nun applicire man dieses auf das Verschlingen der Körper vom Archeo. Wenn der Archeus die Körper in sich verschlingen, sie durchdringen, und dadurch geistig und unsichtbar machen sollte, so müßte er sie beynahe so subtill machen, als die Luft selbst ist, welche man nicht sehen kann. Nun können zwar irrdische und körperliche Theile so subtill werden, daß sie schwerlich in die Augen fallen, z. B. Es steigen täglich mit den unsichtbaren Ausdünstungen viele mineralische, sulphurische und andere irrdische Theile in die Höhe, welche Blitz und Donner verursachen, aber indem sie aufsteigen, uns unsichtbar sind. Solchergestalt ist es möglich, daß die metallischen Theile ganz unsichtbar werden, da man, wenn ein Metall durchs Scheidewasser aufgelöset worden, dessen Theile nicht schlechterdings unsichtbar nennen kann. Jedoch ist zu bedenken, daß die metallischen Theile voneinander getrennet, sehr subtill gemacht, und weit ausgedehnet seyn müssen, wenn sie sich dem Gesichte entziehen sollten. Also müßte der Archeus die Körper auch sehr weit auseinander trennen, wenn man sie nicht mehr sehen sollte. Sonst ist nicht zu begreifen, wie er sie wollte unsichtbar machen. Das blose Verschlingen oder Durchdringen der Körper, welches Helmontius dem Archeo zuschreibt, kann es nicht ausmachen, weil es unbegreiflich ist, wie ein unsichtbares Wesen einen

nen sichtbaren Körper durchdringen sollte, daß der letzte die Eigenschaft des ersten, nämlich die Unsichtbarkeit erhielte. Und wenn man zugiebt, daß der Archeus die Körper sehr subtill machen, und weit auseinanderdehnen könne, so entstehet aber die wichtige Frage: ob er die Theile des Körpers, wenn ihre Struktur durch die Ausdehnung zerrissen oder verdorben worden, wieder zusammensetzen, und in den vorigen Stand bringen könne, daß es wieder eben derselbe Körper werde? Dabey liegt zum Grunde, daß entweder ein Körper seine Größe und Struktur behalte, und doch unsichtbar werde, oder weit auseinander gedehnet und subtill gemacht werde, hernach alles wieder in den vorigen Stand komme. Hier zeiget sich klar das Unvermögen des Archei, und aller anderen endlichen Geister, sie mögen Namen haben wie sie wollen. Einem dichten Körper seine Größe lassen, und ihn doch unsichtbar machen, ist eben so viel, als ihm seine von Gott erschaffenen Eigenschaften benehmen, und machen, daß er nicht mehr ein Körper sey. Wird solches wohl eine Kreatur bewerkstelligen können? Nimmermehr! Körper, die aus einerley oder homogenischen Theilen bestehen, lassen sich zwar trennen, ausdehnen, und wieder zusammenfügen, wie man es bey den Metallen gewahr wird, welche dergleichen Theile haben; aber Körper, die aus verschiedenen oder heterogenischen Theilen bestehen, und daneben von einer besonderen Struktur sind, z. B. eine Pflanze, ein Baum, ein Thier u. d. gl. wird keine

Krea=

Kreatur, so künstlich sie auch ist, wieder zusammensetzen können, wenn ihre Theile einmal getrennet sind, und ihre Struktur zerrissen worden ist.

Mein Herr!

Nehmen Sie meine nicht in Neid, sondern in beßter Absicht gegründete Klage nicht ungütig an. Ich hatte schon einige Stücke verfertigt, welche ich zu einem Werkchen vorbereitete. Es hätte den Titel geführet: Etwas zum Lesen im Augarten. Ich hätte vorgegeben, daß ich so mannigfaltige Gattungen der Leute im Augarten gesehen habe, deren verschiedene Mienen mir Anlaß gaben, einen Versuch zu machen, aus den äußerlichen Gebärden auf ihre Gedanken zu schließen. Heut kam ich zu einem meiner beßten Freunden, dieser, dem mein Vorhaben bewußt war, gab mir die Ankündigung, die Sie herausgaben, in die Hand, mit dem Beysatze, daß er die Ehre hat, Sie zu kennen. Ich freue mich, daß ich auf einen Gedanken verfallen bin, den vorhin schon ein der wahrhaftesten Nachricht nach gelehrter Mann, der Sie sind, hatte, mit dem einzigen Unterschiede, daß ich keine Wochenschrift zu schreiben gesinnet war. Was soll ich itzt thun? — Sie nehmen Zuschriften und Beyträge an? So sagen Sie. Gut! ich will also thun, was Sie mir selbst in Ihrer Ankün-

digung zu thun erlauben. Ich will Ihnen ein Stück nach dem andern mittheilen; finden Sie etwas zu ihrem Stoffe, bedienen Sie sich dessen; oder wenn es Ihnen zu gering zu seyn scheinet, es für das Ihrige dem Publikum mitzutheilen, lassen Sie es oder gänzlich aus, oder von Wort zu Wort abdrucken, damit das Publikum desto freyer einsehe, wie gut es geschehen sey, daß nicht ich, sondern Sie Ihre Gedanken zum Vorschein gebracht haben.

Ich war dieser Täge früh Morgens im Augarten; da trat einer ganz tiefsinnig in die sogenannte Seufzeralee ein. Ich kenne ihn, und indem Sie es niemand sagen wollen, als dem Publikum, so will ich ihn auch nennen. Er ist Rosingo, der Liebhaber der Fräulein von E***, er redete mit sich selbsten, ich behorchte ihn. So viel ich von Ferne vernehmen konnte, will ich Ihnen beybringen. Ich setze kein Wort dazu, sie sind alle die Worte des Rosingo selbst. Wenn er Ihnen nicht zärtlich genug geredet zu haben scheint, so muß ich das Beßte überhört, oder er, da er vielleicht meiner gewahr worden, das Zärtlichere auf die Ankunft seiner Geliebten vorbehalten haben. Er fieng also an:

Da will ich mich setzen — — dieser ist der Ort, wo sie gestern gesessen ist — — Nein — — Ja, auf diesem Orte ist sie gesessen — — Wie gut! ich bin noch allein im Garten. Ach,

könn-

könnte ich den ganzen Morgen allein bleiben, um in der Ruhe meiner Unruhe mich überlassen zu können! — — Sie sagte mir gestern, heut würde sie ihr Frühstück mit ihrer Mama im Augarten einnehmen. — O wäre sie es, die mich am ersten da in meiner Ruhe störete! — — Ha, wie sanft wehet das Lüftgen meiner Brust zu! — — Wehe, wehe mildreiches Lüftgen meine glühende Brust, damit diese süße Glut ja nicht abstehe. Du kühlest dieselbe nicht ab, du feuerst sie nur noch mehr an. — Ach! du suchest mich sanft einzuschläfern? — Nein, dieß geschieht nicht; ich will lieber gehen. — — Nein, da will ich verbleiben, wo sie gesessen ist, die Schönste der Sterblichen; ach der Sterblichen! — der Sterblichen! Wäre sie niemal gebohren! — Himmel! zu meiner Qual hast du sie geschaffen! — Ich also bin der Glückliche, den sie zu quälen geschaffen ist? — Sie? — Nein, sie ists nicht, die mich plaget, — Liebe, du bist es, du abzehrende Nahrung meines Herzens, keusche Liebe, du bist es! — Deine Pfeile sind ihr Reiz, ihre Tugend, ihre — ach unzählbar sind deine Pfeile! — — Weißt sie wohl, diese zarte Unschuld, was die Liebe ist? — Ja sie muß es wissen; sie leidet mit mir, sie seufzet, ja sie suchet mich zu fliehen, und dieß ist das unfehlbare Zeichen, daß sie die Liebe kennet. — Ihr Herz ist zu schön, zu geistreich, als daß es nicht fühlen sollte. — Fühlet es aber für mich? — Nein, ihre Seele ist zu bescheiden, als daß sie mich unter so vielen für

den Schönsten, für den Liebenswürdigsten halten sollte. — Ja, sie fühlet dennoch für mich: sie suchet mich ja zu sprechen, sie lächelt mich ja schmachtend an, sie drücket meine Hand — — an ihre Brust drücket sie meine Hand, und ich fühlte so etwas, als wollte ihr Herz meiner Hand entgegen eilen. — Aber, fühlet sie wohl für mich allein? — Ja, sie thut ja alles, was ich thue, und ich fühle ja für sie allein. Doch nein — — nicht alles thut sie, wie ich! — Wie oft fliehet sie eilends von mir. — Findet sie etwas Unanständiges an mir? Gewiß! — Nein, sie sieht ja im größten Eilen noch sehnlich zurück, und als hätte sie noch das Beßte vergessen, küsset sie noch ihre Hand, und biethet sie mir noch von Ferne dar. — — Ach wenn ich heut nur mit einem Beweise einer Gegenliebe reicher zurückkehre, dann kehre ich tausendmal vergnügter zurück! — — Was, schon acht Uhr? — Vielleicht ist sie gar schon im Augarten? — Ich will sie suchen, — wenn sie aber indessen hieher käme? — Nein sie ist noch nicht im Garten, mein Auge müßte sie schon gesehen, oder gewiß mein Herz selbst ihre Gegenwart geahndet haben. — — Ich will sie beym Eingange erwarten — — .

Schade, werden Sie sagen, daß ich nicht besser zugehört, oder wenigstens mich besser verborgen habe, um das Zärtlichere auch zu vernehmen. — Was das erste betrifft, wissen Sie ja selbst, daß die Liebe mehr denket, als sie redet.

det. Fürs zweyte kann ich Ihnen sagen, daß ich recht gesagt habe, daß Rosingo das Zärtlichere auf die Ankunft seiner Geliebten vorbehalten habe; ich hörte sie miteinander sprechen. Wenn Sie erlauben, will ich die Unterredung auch überschicken, nebst folgenden Stücken:

1. Nasewitz, der Kritiker.
2. Henriette und Pepi, zwey Kinder.
3. Trasifort, der Stutzer.
4. Bellidor und Dorean, zwey Gelehrte.
5. Richeau, ein junger Edelmann.
6. Lisette, ein Stubenmädchen.
7. — — — — — — — — — —
8. Staped und Blindau, zwey Hofmeister.
9. Irgel, ein Bauernjunge.
10. Dionys und Bruno, zwey heilige Männer.
11. Ich.

Ich bin indessen Dero unbekannter Freund
J. G. ein G. J.

Mein unbekannter Freund!

Sie sagen, wenn ich erlaube, wollen Sie mir die Unterredung auch übersenden. Ich habe es Ihnen nicht allein erlaubet, sondern Sie auch darum ersuchet. Meine schriftliche Antwort ist Ihnen von meinem Herrn Verleger behändiget worden, das weiß ich: warum Sie mich aber schon sechs

Wochen umsonst auf die versprochene Fortsetzung warten lassen, das weis ich nicht. Wollten Sie vielleicht zuvor dieses Selbstgespräche gedruckt sehen, und mir dann erst die Unterredung übersenden? Hier haben Sie es, und nun fodere ich Sie öffentlich auf, Ihr Versprechen zu halten.

Auch andere meiner Leser und Freunde ersuche ich um Beyträge, besonders weil ich itzt auf drey oder vier Wochen etwas in Verlegenheit bin: theils weil ich eine gewisse Arbeit unter Händen habe, die sich nicht aufschieben läßt; theils weil ich einige Stücke umsonst niedergeschrieben habe, mit welchen ich einige Bögen hätte füllen können. —

Kurze Geschichte Emiliens.

Emilie eine verwaiste Verwalterstochter, die von ihrer Muhme auf dem Lande erzogen wurde, heurathete Clitandern einen Offizier, der ein Franzose von Geburt war, aber in deutschen Diensten stand. Sie war schön, wohlgebildet und tugendhaft; sie liebte ihren Gatten mit der strengsten Treue, und gebahr ihm im ersten Jahre einen Knaben. Im zweyten Jahre fiel ihrem Manne eine reiche Erbschaft zu. Es verdrießt ihn, daß er ein armes Mägdchen geheurathet hat; er ver-

kauft seine Charge, verläßt sie mit ihrem Kinde, und geht in sein Vaterland. Emilie schreibt ihm, stellt ihm ihre Treue, ihre Liebe, ihren Sohn vor, aber er kömmt nicht zurück. Emiliens Muhme, die sie in diesem bedaurenswürdigen Stande mit ihrem Söhnlein aufgenommen hatte, stirbt nach zweyen Jahren, und Emilie kömmt in die dürftigsten Umstände. Elend uud Gramm bringen ihr auch bald den Tod. Ihr verlassenes Söhnlein nimmt der Pfarrherr auf. Clitander ergiebt sich in seinem Vaterlande dem Leichtsinn und der Schwärmerey, jagt sein Vermögen durch, und kömmt in einen Schuldenlast, der ihn zwingt, sein Vaterland zu verlassen, und wieder nach Deutschland zu gehen. Er denket endlich an seine Emilie, es reuet ihn, sie verlassen zu haben, er sucht sie auf, vernimmt aber, daß sie gestorben ist. Sein Söhnlein findet er bey dem wohlthätigen Pfarrer; er sucht und findet wieder Dienste, giebt seinem Kinde eine gute Erziehung, und bleibt dem Gedächtnisse seiner Emilie getreu.

Emiliens Schreiben an ihren ungetreuen Gemahl.

Von dir Clitander fern, und einsam in den Hainen
Aechzt dir mein banges Herz durch fremde Triften nach;

Nur Seufzen ist mein Trost, mein Thun ist itzt nur Weinen
Und mein beständigs Lied ein wehemuthvolles Ach
O was bewog dich wohl, Emilien zu hassen?
Clitander, was hat dir mein gutes Herz gethan?
Kannst du so ungerührt mich hier im Elend lassen,
Klagt nicht dein eignes Herz dich strenger Härte an?
Trost wär' es noch für mich: hätt' dich aus meinen Küssen
Des Fürsten Wink entfernt; hätt' dich der treusten Huld
Ein ernstlicher Befehl des Königes entrissen;
Wär nur an deiner Flucht kein schöners Mägdchen Schuld.
Vielleicht flohst du so schnell, um mich nicht zu betrüben,
Und meinen Thränen dich bescheiden zu entziehn;
Vielleicht flohst du, um mich bald zärtlicher zu lieben:
Sieh nur wie sinnreich ich, dich zu entschuldig'n bin!
Doch sollt' es Meyneid seyn — Ha schröcklicher Gedanken
Verlaß die bange Brust! Nein! nein der Fürst ruft dich.
Nein Redlicher! dein Herz kann nicht verrätherisch wanken,
In fremden Ländern auch liebst du getreu noch mich.
Doch Abschied hättest du Geliebter! nehmen sollen,
Ein zärtlichs Lebewohl hätt' meinen Schmerz verbannt:
Im letzten Kuß hätt' ich den Göttern dich empfohlen,

Im letzten Kuß hättst du die Liebste mich genannt.

Noch der Empfindung treu, die du in mir beweget,
Der ersten Liebe noch, die dir geheiligt, treu,
Sucht meine Seele den, der sie in ihr erreget,
Und jammert, wenn sie sieht, daß er so ferne sey.
O schildre dir ein Bild von meinen Kümmernissen,
Und stelle lebhaft dir den innern Jammer vor.
Es wird aus deinem Aug des Mitleids Thräne fließen,
Vielleicht kömmst du behend noch meinem Tod zuvor.
Doch wenn du mich verschmähst, wenn dich mein Schmerz nicht rühret,
So sieh doch mitleidsvoll auf unsern einz'gen Sohn;
Er ist des Vaters werth, so schön wie du gezieret,
Der Treue schönstes Pfand, der beßten Liebe Lohn.
In ihm kann ich dein Bild, dein reizend Antlitz kennen;
Betrügen kann er nicht, sonst ist er dir ganz gleich,
Schon stammelnd scheinet er den Vater zu benennen
Das arme Kind! zu früh fühlt es des Schicksals Streich.
So oft ich es betracht, ertönen bittre Klagen,
Und traurig schmieget sich der Säugling hin zu mir,
Sein tränenvolles Aug scheint gleichsam mich zu fragen:
Was will die Zähren fluth! Was Mutter! fehlet dir?

Beglücktes Kind! daß du noch nicht die Größe kennest
Des Jammers, welcher dich und deine Mutter drückt.
Den, den du stammelnd oft mit mir Clitander nennest,
Den hat der Fügung Schluß auf ewig uns entrückt.
Auf ewig? — Ach vielleicht! — Verfährt man so mit Schönen,
Die ein empfindlichs Herz geg'n edle fühlbar macht?
Muß sträflicher Verrath die frömste Treue krönen?
Solch Laster hätte ich dir niemal zugedacht!
Die Thränen des Betrugs benetzten deine Wangen,
Beweglich war dein Schwur, wehmüthig war dein Flehn;
Mit diesen hattest du mich Arme hintergangen,
Wie konnt'ein zärtlichs Herz so vielen widerstehn?
Wie oft betheuertest du: so lang wir beede leben,
So lang Emilie! bleibt dir Clitander treu.
Sieh nun, das Schicksal gönnt uns beyden noch zu leben
Clitander! bist auch du Emilien noch treu?
Ach dächt ich jemals wohl, daß der in feur'gen Küssen
Von Treue überfloß, und Liebe stammelte,
Daß der durch eigne Schuld aus meinem Arm entrissen,
Dereinstens werden sollt die Ursach meines Weh.
Ach leider! ja er ists — dieß ängstige Erbeben

Des Herzens sagt es mir. — Der bringt mir itzt den Tod,
Mit dem ich eh gedacht die Jugend durchzuleben,
Dem ich eh war sein Glück, dem bin ich itzt zum Spott.
Grausamer! ach erhör, erhör der Mutter Flehen,
Die bald den Sohn, bald dich im Angedenken küßt:
Gedenke dir im Geist die Thränenfluth zu sehen,
Die lang schon über Sohn und Mutter hinabfließt.
Hör auf durch deinen Haß uns länger noch zu quälen
Errette beyde bald aus der gehäuften Noth;
Sonst wird mich Arme noch der Wehmuthsdolch entseelen.
Und Liebster ach! verlangst du deiner Liebsten Tod?
So sey es, wenn mich dann dein Haß zu sterben zwinget,
So will ich sterbend noch den Meyneid dir verzeihn!
Es soll, wenn schon mein Geist im kalten Tode ringet,
Mein letztes stammelnd Wort für dich ein Segen seyn.
Wenn fremde Freunde dann mir hier ein Grabmal setzen,
So ändre nach meim Tod doch deinen harten Sinn,
So schäm dich nicht die Gruft mit Zähren zu benetzen,
Wein' für Emilien wehemüth'ge Thränen hin.

Es

Es wird der süße Thau mich noch im Grab erquicken,
Und dort noch stammle ich Gebether für dein Glück.
Willst du mich aber noch viel seliger entzücken,
So komme Theuerster! so komme selbst zurück.

Belauschung eines verliebten Dichters.

Ich habe schon einmal erinnert, daß ich es mir zur Gewohnheit gemacht habe, bey dem Anbruch des ersten Morgenstrahls mein Bett, Zimmer und die Stadt zu verlassen, um an der prächtigen Scene des aufgehenden Tages die Augen zu weiden, beym angenehmen Geruch der Morgendüfte, beym Anblick der vom Thaue glänzenden Fluren ein dankbares Herz zum Schöpfer und Herrn so vieler Schönheiten zu erheben. Bey diesem meinen so frühen Spaziergange stossen mir manche unterhaltende Vorfälle auf: bald sehe ich das arbeitsame Gewühl des Landmannes, da noch der träge Bürger der Mittagssonne entgegen gähnt: bald den Jäger durch dickes Gesträuche, und die Nacht der Wälder seiner Beute nacheilen. — Aber auch zärtlichere Vorwürfe zeigen sich oft meinen Augen, und die erquickende Morgenstunde scheinet besonders der Liebe günstig zu seyn. Da sieht man manchen Daphnis mit seiner Galathe Hand in

in Hand durch hohe Schattengänge, oder am Rande einer süßrauschenden Quelle einhergehen, ungestört von dem spähenden Blicke eines strengen Aufsehers, und von den laurenden Nachstellungen des Neides. —

Neulich kam mir ein solch liebendes Geschöpf vor Augen, Traurigkeit umnebelte sein Gesicht, und jede ängstige Miene verrieth, daß er auf einen geliebten Gegenstand warte, der seine sehnliche Hoffnung zu lang täuschte. Nachdem er oft die Alee auf- und abgegangen, und mit gierigen Augen die herumliegenden Gegenden umsonst durchschauet hatte, warf er sich endlich voll Unmuth unter einen schattichten Baum hin, und schrieb in sein Souvenir — wie ich nachdem sah — eine Menge von Versen. Meine angenehmste Unterhaltung dabey war, die mannigfaltigen Geberden des dichtenden Liebhabers, ohne von ihm gesehen zu werden, zu bemerken. Die Stirne glühete, die Augen funkelten, oft sahen sie starr auf das Feld hinaus; bisweilen kam lang kein Wort in das Souvenir; auf einmal ergoß sich eine Menge Versen, und ströhmte so eilfertig dahin, daß die Hand des Schreibers dem Flug der Phantasie kaum folgen konnte. Oft brach er auch in laute Töne aus, und deklamirte den Bäumen ganze Verse vor. — Nun schien die Arbeit geendet zu seyn; die Begeisterung ließ sichtbar nach, und der Dichter machte sich schon bereit, in die Stadt zurückzueilen, als auf einmal aus dem Gebüsche wider

Ver-

Vermuthen seine Geliebte hervortrat. Er sprang auf, und stürzte voll Freuden in ihre Arme. Ich machte mir diese berauschende Entzückung zu Nutzen, und nahm das Souvenir zu mir, das er im Taumel seiner Freuden liegen gelassen hatte, und fand folgende Verse, die ich meinen Lesern hier getreulich mittheile.

An Kathrinen.

Unglücklich ist die Morgenstunde,
Unselig dieser Tag für mich,
Die tiefste schmerzenvollste Wunde,
Die strengste Wehmuth fühle ich!

* * * * * *
* * *

Wie, wenn an einem Sommermorgen
Die Sonne uns ihr Licht verneint,
Das ganze Tageslicht verborgen,
Der Tag den Nächten ähnlich scheint.

* * * * * *
* * *

Ich nehme meinen Schmerz zu lindern
Ein Buch — es sträubet sich mein Sinn;
Kein Buch, kein Freund kann ihn vermindern,
Kein Spiel, kein Scherz vertreibet ihn.

* * * * * *
* * *

Gewiß ich würde Sie erweichen,
Und wären Sie ein Marmorstein,

Und sollten Sie auch Felsen gleichen,
  Und gleich den Bäumen fühllos seyn.

* * * * * *
* * *

O sähen Sie die bangen Zähren
  Mit tiefen Seufzern stets vereint!
Sie fließen Ihnen nur zu Ehren,
  Und nur für Sie sind sie geweint.

* * * * * *
* * *

Nur Ihnen weih ich meine Triebe,
  Mein Herz nimmt ganz Ihr Bildniß ein,
Wie können Sie für meine Liebe
  Noch gänzlich unempfindlich seyn?

* * * * * *
* * *

So ist der Tag für meine Liebe
  An welchem ich Sie nicht gesehn;
Umwölkt, umnebelt, dunkel, trübe
  Und alles scheint verkehrt zu gehn.

* * * * * *
* * *

O könnt ich Ihnen mündlich sagen,
  Was die gekränkte Seele fühlt,
Und Ihnen jenen Schmerzen klagen,
  Der heimlich ganz mein Herz durchwühlt!

* * * * * *
* * *

O könnten Sie mein Herz betrachten,
  Sie sähen es gewiß gerührt;
Voll reger Glut nach Ihnen schmachten,
  Voll Sehnsucht, traurig und verwirrt.

* * * * * * * * *

Verwirrt bewein ich mein Geschicke,
In still erwählter Einsamkeit,
Und rufe jeden Tag zurücke,
Den ich nicht Ihnen ganz geweiht.

* * * * * * * * *

Sie zweifeln, ob dieß wahrhaft seye?
Eh zweifeln Sie am Sonnenlicht!
Kathrinchen nur an meiner Treue
Und nur an meiner Liebe nicht!

Sollte der Dichter etwann diese Verse lesen, so vergebe er mir diesen gelehrten Diebstall.

Der Arbeit unsers verliebten Dichters, will ich noch einige Stücke beyfügen.

Viele, aber wenig gut.

Der Welt die Tugend anzupreisen
Ist die Berufspflicht eines Weisen,
Der Ruf ist allgemein:
Allein da viele Sitten lehren
Und doch die Tugend selbst entehren,
So müssen wenig Weise seyn.

* * *

Ein Dichter muß nebst andern Gaben,
Die Gabe, Wein zu trinken, haben,
Die Gab ist allgemein:
Allein da viele Wasser trinken,
Und kraftlos, wie das Wasser, denken,
So müssen wenig Dichter seyn.

* * *

Der Adel muß durch eigne Schwingen,
Ins Heiligthum der Ehre dringen,
Die Bahn ist allgemein:
Allein da viele nur durch Ahnen
Sich einen Weg zur Ehre bahnen,
So müssen wenig Edle seyn.

* * *

Ein Bürger dient im niedern Stande
Zufrieden seinem Vaterlande,
Die Pflicht ist allgemein:
Allein da sich der Pöbel adelt,
Und Herrschaft und Gesetze tadelt,
So müssen wenig Bürger seyn.

* * *

Die Mädchen sollen bis zum Paaren
Den jungferlichen Kranz bewahren,
Die Zucht ist allgemein:
Allein da viele nimmer wissen,
Wann ihr kostbarster Kranz zerrissen,
So müssen wenig Jungfern seyn.

* * *

Ein Alter muß von seinen Tagen
Den Jüngern nur das Beßte sagen,
Das Alter ist allg'mein:
Allein da sich sehr viele scheuen,
Der Jugend Streiche zu bereuen,
So müssen wenig Alte seyn.

Die unveränderte Welt.

Ach! seufzt Beate, ach! die Welt wird täglich schlimmer:
Seit Evens Näscherey lockt die verbothne Frucht
Noch stets mehr Mägdchen an, zum Trotz der strengsten Zucht.

* * *

Ach! Frau Beate, ach! die Welt wird wohl
nicht schlimmer,
Die Mägdchen bleiben noch beständig Frauenzimmer.

Das blinde Glück.

Einst, als ich noch ein Bube war;
(Oft stell ich diese Zeit mir so natürlich dar,
Daß, wenn ich etwas wünschen sollte,
Ich sie zurücke wünschen wollte.)
Nun, als ich noch ein Bube war,
Da hört' ich oft vom blinden Glücke sagen,
Und Mitleidsvoll, wie nun die Buben sind,
Schien mir das Glücke zu beklagen:
Warum? das Glücke war ja blind.
Doch itzt in meinen ältern Tagen
Seh ich die Sache besser ein,
Und schäme mich (der Einsicht werth zu seyn?)
Noch oft der übereilten Klagen.
Mein Alter wuchs; ich sah das Glücke
Sich in den Staatskarossen blähn,
Oft auch, wiewohl mit unzufriednem Blicke
Im Wuchrer nur zu Fuße gehn.
Und dennoch prieß ich ihr Geschicke,
Warum? weil sie das blinde Glücke
Trotz seiner Blindheit doch gesehn.
Ach! wünscht ich, möchte mich das Glücke nicht
verschmähn!
Ich wollte mich ja gern von ihm ertappen lassen;

Das blinde Weib muß wohl nicht viel verstehn,
Und oft die beßten Leute hassen.
So dacht ich dazumal, doch plötzlich hielt ich still:
Ein kleiner Lärmen hieß mich lauschen,
O halt! du hörst gewiß dein künft'ges Glücke rauschen,
Daß dich auf einmal haschen will.
Gefehlt! die Wahrheit wars, die bließ mir in die Ohren:
Das Glück, mein Sohn, war niemals blind,
Ein solches Mährchen glaubt ein Kind,
Das Glück sieht gut, und sucht nur mehrentheils die Thoren.

Die Gewohnheit.

Wie kömmts, daß, wenn ein Jahr anbricht,
Man nichts als Wünsche hört,
An welche, was der Mund verspricht,
Das Herze sich nicht kehrt?
Gewohnheit bringt den Schlendrian
Zu keiner Zeit sonst besser an;
Ließ man nur mich verschont!
Doch nein, man ists gewohnt!

* * * * * *

Wie kömmts, daß man in manchem Ort
Den Pompernickel singt?
Der Manichäer fort und fort
Die Leut um alles bringt;

Ein Harpax alles in sich schluckt,
Ein Heuchler sich vor allen buckt;
Xantippe stets fort kront?
Sie sind es so gewohnt!

* * * * *
* * * * *

Die Lisel sauft den Brandwein aus
Als wenn es Wasser wär;
Grand-bucker stürmt in seinem Haus
Gleichwie ein Löw und Bär;
Tamdiu läßt das Löffeln nicht
Steht es ihm gleich schon im Gesicht
Wie schlecht dasselbe lohnt;
Warum? Sie sinds gewohnt!

* * * * * * * * *

Man ladet sich zur Kirchweih ein
In mancherley Verstand;
Man fälscht das Bier, man schmiert den Wein
In einem jeden Land.
Wie kömmts, daß man sein Geld verspielt,
Dem lieben Gott die Zeit abstielt?
Tarock und Pharao,
Ist die Gewohnheit so!

* * * * * * * * *

Thee, Coffe, Chocolate, Punsch,
Stoff, Schminke, Spitzen, Band,
Dieß ist der bunten Doris Wunsch,
Und Thaler in die Hand.
Daß Philis ihre Freyer höhnt
Und heimlich sich nach Preßburg sehnt,

Bald traurig scheint bald froh,
Die Mädchen sind nun so!

* * * * *
* * * * *

Daß Phandel sich an jedem reibt,
Orest die Hunde liebt,
Marculph ein Menschenfeind verbleibt,
Cornutus Sanftmuth übt.
Daß Flava sich im Kopfe kratzt,
Anbey von Staatsaffairen schwatzt,
Zwey Stunden vorn Spiegel tritt,
Bringts ihr Gebrauch so mit.

* * * * * *
* * *

Daß man zum Tauffest gratulirt,
Zum Todenfall beklagt;
Daß man sich putzet und frisirt,
Einander Lügen sagt:
Hat die Gewohnheit aufgebracht,
Und sich zur Meisterinn gemacht.
Sie ist, glaub man es nur,
Die andere Natur.

Hochgeehrter Herr!

Mit lebhaftem Vergnügen sehe ich oft auf meine überlebten Täge zurück. Sind gleich meine ersten Auftritte mit traurigen Zufällen und blutigen Merkmalen gezeichnet, seh ich mich gleich oft als eine rühmliche Beute blinder Leidenschaf-

ten,

ten, als ein verhaßtes Opfer mißgünstiger Feinden; so hat doch der Gedanke: so viele Hindernisse des gegen mich erbitterten Verhängnisses besieget, meine Neigungen unter die Beherrschung der Vernunft gebracht zu haben, Wohllust genug für mich Dieses macht mich so kühn, daß ich Ihnen und Ihren Lesern meine Geschichte aufzubringen wage Vielleicht daß sie meine jugendlichen Ausschweifungen mit Nachsicht und Wehmuth, meine rühmlichen Entschlüsse mit Beyfall anhören. Vielleicht daß sie, wenn sie mich oft unschuldig unter den Verfolgungen blutgieriger Lästrer wehemüthig jammern sehen, mit einer mitleidigen Thräne den Unglücklichen beehren.

Ich bin ein Wiener, Mein Vater — fern sey es von mir, daß ich mit einem beleidigenden Ausdrucke seine Asche entehre — war ein eifriger Freund einer finstern Gelehrsamkeit, die ihn oft durch ganze Täge unter große Bücher vergrub. Kaum entdeckte er in mir meinen aufkeimenden Verstand, so hielt er mich mit größtem Eifer zu diesen Wissenschaften an. Er nahm selbst die Erziehung auf sich; allein diese war gänzlich meinen Neigungen entgegen. Ich war von feurigem Gemüthe, ein Feind aller Arbeiten, und nur durch geschickte Beweise, die meiner Denkungsart, meinem Genie schmeichelten, zum Fleiße zu bereden. Sagte man mir: ich würde die nöthigen Kenntnisse wegen meiner ausnehmenden Fähigkeiten in einem Monate er-

greifen, denen meine anderen Gespielen, die um mich aufwuchsen, Jahre aufopfern müssen; so hatte man meine Neigung gewonnen, und man sah großen Fortgang bey mir. Beschuldigte man mich aber einer Nachläßigkeit, einer schwächern Einsicht, legte man mir die Anfangsgründe der Künsten mit einer gebietherischen Miene, oder wohl gar mit drohendem Angesichte vor; so hatte man alle Mühe verlohren: mit Unwillen und Verachtung nahm ich alle Lehren auf.

Zum Unglück wählte mein Vater die letzte Art. Er sah, daß ich nur durch Schmeicheleyen, durch Lobsprüche zum Fleiße zu bereden sey; er war deren überdrüßig. Seine Gefälligkeit verlohr sich in stürmische Befehle; seine Ermahnungen begleiteten die eindringlichsten Drohungen, mit einem Worte, er zeigte mir die schändliche Ruthe.

Dieser Anblick allein war vermögend, mein Gemüth wider alle Künste und Wissenschaften aufzubringen, da sie so schändliche Folgen mit sich führten. Mein erster natürlicher Hang und Neigung zum Lernen veränderte sich in einen allgemeinen Haß gegen alle Bücher. Mein Vater zürnte, er fuhr in seinem Strafamte fort, vergrößerte seine Schärfe nach Maß meiner Nachläßigkeit, so daß er es so weit brachte, daß meine kindliche Liebe in eine sträfliche Abneigung wider ihn ausbrach. Ich kannte ihn nicht als Vater, ich kannte ihn nur als Richter. Unter seiner be-

zähmenden Hand wußte ich nichts von Ergötzungen, alle Freuden wurden mir geraubt, und ich dadurch in melancholischen Stunden, deren ich genug hatte, destomehr in meiner Bosheit gestärket.

Endlich versetzte mich sein jäher Tod in eine unerwartete Veränderung. Ich befand mich augenblicklich auf dem Gipfel der Freyheit, ohne auf derselben untersten Stuffe mich verweilet zu haben. Den ersten Ausschweifungen, die sich mir anbothen, den ersten Leidenschaften, die mich bestürmten, überließ ich unbesorgt mein Herz. Ich stieg von Thorheit zu Thorheit, von Verbrechen zu Verbrechen. Wien war mir mit allen Reizungen, die es mir anboth, zu eng; ich entfernte mich, meine Ergötzungen zu suchen, und mich den Vorwürfen meiner Freunden zu entziehen. Ich begab mich also auf Reisen, schwärmte durch England, Frankreich und Wälschland, sammelte überall neue Thorheiten, um mich recht als ein unnachahmliches Muster eines Verwegenen auszubilden — Himmel! in was für traurige Zufälle sah ich mich oft durch meine hitzige Jugend versetzet, in welch gefährliche Umstände durch meine Unbesonnenheit verwickelt!

Endlich war ich des langen Herumschweifens müde. Ich sehnte mich nun nach einem andern Orte, wo ich den Plan meines Glückes, den meine Phantasie entworfen hatte, ausführen könnte. Mein Vaterland war mir zu verhaßt.

 Ich

Ich hatte in auswärtigen Ländern genug erlernet, über meine Landesleute zu spotten, und mit den witzigen Franzosen über die Dummheit der lieben Deutschen zu lachen. Ich schlug also meinen Wohnsitz an einem kleinen Hofe in Wälschland auf.

Meines Vortheils, durch Schmeicheleyen mich in die Gunst der Großen zu setzen, meiner Kenntniß der Schwäche menschlicher Herzen gewiß, fieng mich nun an, meine Entwürfe zu entwickeln. Die untersten Bedienten des Fürsten, Leute ganz ohne Bedeutung, mußten meine ersten Anfälle aushalten, und sie wurden bald übermeistert; sie verschafften mir Gelegenheit mich in Antichambern erniedrigen zu dörfen: meine reiche Weste, und die mir immer zu Diensten stehenden tiefen Bücklinge, thaten die beßte Wirkung.

Ich hatte die Ehre, öfters der vertrautesten Gespräche verschiedener Höflinge gewürdiget zu werden, und dadurch Gelegenheit genug, ihre schwache Seite zu entdecken. Polyanth war ein Liebhaber der Gelehrsamkeit, alle seine Gespräche giengen auf die schönen Wissenschaften hinaus. Er sprach von allen Schriftstellern mit einem entscheidenden Urtheile. Ich gab ihm allzeit Beyfall, bewunderte seine Einsicht, und schon war ich Polyanthens Freund.

Polyphen war ein kriegerischer Offizier, schilderte gern Schlachten, und erdichtete öfters große Thaten von sich. Ich stand ihm in allen getreulich bey, ich wiederlegte die Zweifel seiner Zuhörer, vermehrte mit rühmlichen Zusätzen seine Erzehlungen, und gab mich oft selbst als Zeugen dieser oder jener angeführten Begebenheit aus, — und Polyphen belohnte meinen Eifer mit dem zärtlichsten Vertrauen.

Mein Hauptaugenmerk aber war der Fürst und seine Günstlinge. Bey diesen machte ich mich durch eine gefällige Dummheit, bey jenem durch eine demüthige Unterwürfigkeit beliebt. Ich trug mich freywillig zu allen Geschäften an, wußte sie geschickt auszuführen, und nach Gelegenheit zu erheben, oder weislich alles Lob zu verbitten, und mit bescheidenen Ausdrücken zu erklären, daß es ein jeder also, und viele noch besser würden ausgeführet haben.

Ich schien gegen jeden aufrichtig zu seyn, theilte allen meine Anschläge mit, entdeckte ihnen mit einer geheimnißvollen Miene Staatskleinigkeiten, oder politische Muthmassungen. Viele dankten mir mit wahrer Aufrichtigkeit; ich machte mir ihre Offenherzigkeit zu Nutzen, und erforschte von ihnen die wichtigsten Geheimnisse.

Ich bekam Zutritt bey dem Fürsten, befand mich oft allein bey ihm, wußte ihn durch Ergö-

zungen zu zerstreuen, und wenn ich aus seinem Kabinette herauskam, sah mir die ganze Burg ehrfurchtsvoll entgegen, und alle reiche Aufschläge bezeigten mir ihre Ehrerbietung. Ich nahm sie gleichgültig auf, und wurde nun ein spröder Hofmann.

Erdichtete Briefe von auswärtigen Gesandten, die ich mir in zahlreicher Gesellschaft überreichen zu lassen gewohnt war, und meine zerstreuten Minen darüber setzten viele in die Muthmassung, es müsse zwischen dem Fürsten und je einem auswärtigen Hofe durch meine Vermittelung etwas Großes auf dem Tapet seyn.

Ich vergaß nun zu lächeln, und lächelte ich doch, so lächelte ich gewiß nur spöttisch. In meinem Entschlüssen war ich langsam, um die Beschwerden meiner Geschäften anzuzeigen. Meine Reden waren kurz, sinnreich, laconisch, und doch von vielbedeutendem Umfange.

Ich wurde nun geforchten und verehret, und wußte mich in der Furcht und Verehrung zu erhalten. Ich hatte Neider und Schmeichler, und Neider und Schmeichler mußten vor mir zittern. Die Verehligung mit eines besondern fürstlichen Günstlings Tochter bevestigte mein Glück wider alle Entwürfe der erwachenden Mißgunst. Ich fand an ihr die edelste Gattinn, und da ich nun meine Wünsche befriediget, und mich an der erwünschten Stelle sah, bildete ich

mich

mich selbst zur Tugend und wahren Erhabenheit aus.

Ich verbreitete nun Segen und Glück über Hof, Stadt und Land. Meine Feinde wußte ich durch Wohlthaten zu besiegen, und die Freunde mir durch neue Liebeszeichen zu verbinden. Ich verdiente eine allgemeine Hochachtung. Ich war glücklich; der Himmel segnete meine Ehe mit zween tugendhaften Söhnen, sie wuchsen unter meiner Anführung glücklich auf. Ich lehrte sie jene Klippen vermeiden, an denen ich gestrandet, und weil ich Glück und Unglück, Tugend und Laster aus eigner Erfahrung gelernet, so haben meine geprüften Anmerkungen zu ihrer Bildung vieles beygetragen.

Alcindor der ältere hatte sich ganz des väterlichen Herzens bemeistert, und ohne dem Vortheile meiner zu väterlichen Neigung zu unterliegen, so getraue ich mir zu sagen, daß es einer von den edelsten Jünglingen, die ich gekannt habe, gewesen sey. Ich war mehr sein Freund als Vater. Dieses verschaffte meinen Lehren einen erwünschten Eindruck. Ich hatte Hoffnung, an ihm einst den beßten Nachfolger dem Staate zu hinterlassen.

Philander, der zweyte, war feuriger, und widmete sich dem Soldatenleben, so bald ich ihn wider die Gefahren, die in dem Lager jugendliche Krieger oft unglücklich machen, bewaffnet hätte.

Ich

Ich sah mich also auf allen Seiten glücklich und zufrieden, und war wegen widrigen Umständen ganz unbekümmert. Allein der Neid, der treueste Gefährde des Glückes erwachte, und stellte mir in Polyanthen den mächtigsten Feind entgegen.

Ich hatte ihn schon vor etwelchen Jahren heftig beleidiget; allein er war ein Hofmann, er verbarg seinen Zorn unter den freundlichsten Minen, dann ich war dazumal noch zu mächtig. Seit diesem wußte er das Gemüth des Fürsten immer kaltsinniger wider mich zu machen, und nun war der Tag seines Glückes angekommen.

Er bediente sich jener Mittel mich zu stürzen, durch die auch ich einst den Sturz meiner Nebenbuhler beförderte. Eh ich noch das Mindeste vermuthen, eh ich noch Gegenanstalten wider meine Feinde machen konnte, sah ich mich schon am Rande des Unglücks.

Der Fürst ward wider mich aufgebracht. Ich durfte mich ihm nicht nähern. Seinem Beyspiele folgten die Höflinge, und bald sah ich mich auch von den Niedrigsten verachtet. Nicht lang darnach bekam ich Befehl, meine Würde abzulegen, und nach etwelchen Wochen den Hof zu verlassen.

Allein Polyanthens Rache schien mit diesem Opfer nicht befriediget zu seyn. Sein Herz hegte

noch gefährlichere, noch blutigere Anschläge. Freunde, die mir das ungünstige Schicksal übrig gelassen hatte, hießen mich auf meiner Huth seyn, und versicherten mich, daß er mir neuen Jammer drohe. Ich hatte nun bereits schon zu viele herbe Zufälle überstanden, als daß ich noch muthwillig meinen blutenden Busen neuen Wunden darbiethen sollte. Ich floh vom Hofe, verließ den Fürsten und die Burg, um auf meinem einsamen Landgut ungehindert die Fehler meiner Jugend als elender Greis beweinen zu können.

Dieses war mein einziger Trost, daß ich keinen meiner Söhne zu Zeugen meiner traurigen Flucht und schändlichen Sturzes hatte. Philander hielt sich an dem Rhein bey den kaiserlichen Völkern auf, und der edle, der mir so theure Alcindor, befand sich laut der Nachricht seiner letzten Briefe in Frankreich. Ganz allein also, und von Neidern unverfolgt, vertiefte ich mich in seligen Betrachtungen.

Allein das grausamste Uebel, der bitterste Jammer, der je einen Elenden gefoltert hat, unterbrach meine glücklichen Tage. Mein Feind verfolgte mich auch bis in den Schos der unschuldigen Landhütte, bis in den Schatten des stillen Waldes. Seine Wuth überschritt nun alle Schranken. Er eilte mit den grausamsten Waffen mich zu durchbohren.

Einst

Einst an einem traurigen Abend, da schwarze Melancholey und bittere Sorgen für das künftige Schicksal meiner Söhnen von mir allen Schlaf verscheuchten, saß ich bey einer Lampe, um aus den Werken der Weltweisen Trost zu schöpfen. Gäh unterbrach ein wildes Gepolter die nächtliche Stille; in einem Augenblicke lag die Thüre meines Schlafzimmers zur Erde, und eine Kugel saußte fürchterlich bey meinen Ohren vorbey. Zu meiner Rettung hiengen eben geladene Pistolen mir zur Seite; ich ergriff sie, und ohne mich um meinen Feind umzusehen, drückte ich sie behend los, und er sank augenblicklich zur Erde. Zween andere, die ihn begleiteten, ergriffen alsobald die Flucht. Ich tratt nun rachgierig zu dem Verwundeten hin — — Ach Himmel! — — Mein Sohn! — Alcindor, der mir so theure Alcindor lag vor meinen Füssen, im Blute schwimmend, mit brechenden Blicken, von meiner eigenen Hand getödtet. Mit liebvollem um Verzeihung bittenden Auge sah er mich, sah er seinen Mörder an — Vater! ächzte er mir entgegen, welch eine Verrätherey!

Meiner, bey einem so traurigen Auftritte, ganz unmächtig, sank ich neben ihm hin, umfieng ihn mit zitternden Armen, und sprach: Lieber Sohn! — Häufige Thränen unterbrachen meine Rede! — Lieber Sohn! was hat dir dein Vater gethan? Wann hat dich dieß zärtliche Herz beleidiget, daß du mit Rache und Zorn gerüstet wider mich den mörderi-

schen

schen Arm erhebest? Hat dieß meine treue Sorge um dich verdienet? — O sag es mir doch, eh du tod aus meinen Armen sinkest, sag es mir, daß du dein Verbrechen bereuest!

Die ruhige Mine, die sich itzt über sein sterbendes Angesicht ausbreitete, zeugte leider! zu deutlich von seiner Unschuld. — Wilde Verräther, sprach er laut schluchzend, haben mich wider dich gewaffnet. Timon hat sich erfrechet zu R * * meine Ehre anzugreifen, und mir dadurch eines Obersten Stelle zu rauben. Ich rufte ihn derohalben zum Zweykampf heraus, er schlug ihn ab, und floh in diese Gegend. Ich folgte ihm nach Polyanth eröffnete mir, daß er sich auf diesem Landgute vor meiner Rache zu verbergen gesucht habe. Ach daß ich leider unserm alten Feinde zu leichtglaubig traute! Von meiner beleidigten Ehre angespornet, eilte ich, um noch vor Ende dieses Tages meine Schmach in seinem Blute abzuwaschen. O hätten mich noch laurende Mörder zurückgehalten! wäre doch mein Arm, als er das Geschoß losdrücken wollte, erstarret! — Beßter Vater! du kannst meiner kindlichen Liebe kein so schwarzes Laster zutrauen, du kennest meine Unschuld! Verzeihe! — Er schwieg, und sein brechendes Angesicht schien noch oft um Verzeihung zu bitten.

Nun war er erblaßt, und ich erkannte itzt den ganzen Umfang von Polyanthens Unmensch-

lichkeit, von meinem Elende. Grausamer! so mußte also auch der edelste Jüngling das Opfer deiner Wuth werden. Ha! du weißt mehr als zu wohl, wie man einen Vater foltert — Dieß ist der letzte Streich, mit dem du mich gebeugten Alten bald zur Grube bringen wirst!

So rufte ich laut, und stürzte mich auf die blutige Leiche meines Sohnes; und lang würde ich in dieser betrübten Stellung geblieben seyn, wenn nicht meine Bedienten durch den doppelten Schuß erweckt, herzugeeilet wären, und mich von der traurigen Scene hinweggeführet hätten.

Dieser Zufall zog mir eine langwierige Krankheit zu. Wie oft wünschte ich mir unter derselben das Ende meiner Täge; allein dem Himmel beliebte es mein Leben zu verlängern, um mir Frist zur Buße zu geben. Ich wurde gesund, entfernte mich im Augenblicke aus Wälschland, und eilte mit sehnlicher Begierde meinem Vaterlande zu. Hier fand ich endlich jene Ruhe, die mich in allen Weltgegenden so lang geflohen hatte.

Hier in mich versammelt überdenk ich die verschiedenen Auftritte meines Lebens, die Thorheiten meiner Jugend, und die gerechten Folgen von Unglücksfällen in meinem Alter. Als Jüngling ward ich ein Opfer der Leidenschaften, als Greis meiner Neider. Ich riß mich aus den Armen besorgter Freunden, um mich in den Schos des Lasters zu stürzen. Nun schlummerte

ich unbesorgt unter Ergötzungen ein, und erwachte, um mich von neuem den Begierden meines Herzens zu überlassen. War ich bey meinen Freuden glücklich? war ich zufrieden? — Thörichter! Wie könnte mich das Laster glücklich machen? Alle Ausschweifungen waren nicht vermögend, das von innen aufmurrende Gewissen zu stillen. Und diese tobenden Freuden selbst, ließen sie nicht immer eine traurige Leere in mir zurück? Wurde nicht ein jedes Vergnügen durch die ängstige Sorge des Zukünftigen verbittert?

Dem Himmel und den ersten Eindrücken meiner Erziehung sey es gedankt, die häufigen Unglücksfälle, in welche mich meine raschen Neigungen oft stürzten, ermunterten mich endlich aus dem trägen Schlummer. Die Unsterblichkeit des Namens, das Angedenken der Nachwelt schmeichelte meiner Eigenliebe. Hätte ich meine Leidenschaften nicht endlich unter die Beherrschung der Vernunft gebracht, so würden mich vielleicht die späten Enkel nur unter dem Namen eines ausschweifenden Ungeheurs gekannt haben: Allein ich kehrte auf eine edlere Bahn zurück. Ich sehnte mich nach hohen Würden, ich war bemüht, dieselben auf alle nur mögliche Wege zu besteigen. Daher denn diese so seltene Vermischung von Tugend und Laster, von erhabenen und niederträchtigen Unternehmungen. Doch meine Wünsche wurden befriediget, ich sah mich einen der Ersten nach dem Fürsten, und schon er-

erwachte der Neid; ich stürzte von meiner Höhe, und mein Sturz riß meinen unschuldigen, meinen beßten Sohn mit sich.

So sind also weder die jugendlichen Ergötzungen, die wohllüstigen Ausschweifungen, noch hohe Ehrenstellen und prächtige Würden vermögend, unser Herz zu befriedigen, uns gänzlich vergnügt zu machen? — Thörichte Sterbliche! was geizet ihr also so eifrig um Güter, die euch so weit vom Ziele der wahren Zufriedenheit entfernen? Warum vernachläßiget ihr ewige, beständigere Glückseligkeiten? Was scheuet ihr euch, in den Armen des wahren Glückes zu ruhen? — Wäre doch meine Geschichte vermögend, jugendliche Herzen wider die Macht der Leidenschaften, des Schicksals, und der Feinde zu waffnen!

Das Kirchfest auf dem Lande.

Eine sittliche Erzehlung.

Gestern wollte ich spatzieren, aber im Begriff zu gehen
Fünfzehn Schritt von meinem Hause, blieb ich mittlerweile stehen,
Bis ich mich in allem Ernst erst auf Zeit und Ort besann,
Wo man sich am Feyertag etwa gut vergnügen kann.

* * *

Endlich fiel mir forschend ein, daß nur eine Stund
von hinnen
In dem Dorf das Kirchfest sey; dieser Lust mich
zu bedienen,
Stellt' ich meinen Weg dahin, weil ich es noch
nie gesehen,
Wie man auf dem Lande pflegt solche Feyer zu
begehen

* * *

Doch welch Wunder nahm mich ein, da ich so viel
Leut' erblickte,
Daß man mir auf freyem Platz fast die Bein im
Leib zerdrückte;
Ja es kam von jeder Seit' immer neues Volk
herbey,
Da war ein verwirrt Getön, dort ein jauchzen-
des Geschrey.

* * *

Meine Neugiert gieng dahin, alles deutlicher zu
sehen,
Darum nahm ich mir auch vor, alle Gassen durch-
zugehen,
Und die Häuser durchzusehen, wo nur immer eine
Schaar
Des vergnügten Pöbelsschwarm ohne Zahl zu se-
hen war.

* * *

Erstens sah ich viele Tisch' auf dem Platz vom Volk
umrungen,
Und da ich mit großer Müh mich zu solchen hinge-
drungen,
Fand ich sie mit irdnem Glas und Geschirren
angefüllt,
Die man um ein Kreuzerstück für den Pöbel aus-
gespielt.

* * *

Da ich dieß g'nug angesehn, gieng ich in die Tän-
zerhütten,
Wo der Bauren muntrer Schwarm mit den lächer-
lichsten Schritten,
Wie's der Einfalt Regel hieß, bey verstimmter
Leyer sprang,
Und dem schnarrenden Getön noch entgegen pfiff
und sang.

* * *

Da kam Richter und Gemeinde dreust aus einem
Topf zu trinken,
Bis man sie sah wechselweis von der Bank zur Er-
de sinken;
Ja was mir noch fremder schien, mengten sich
auch Städter ein,
Um mit ihren Göttinnen bey der Bauernlust zu
seyn.

Da

* * *

Da sah sich mein Auge satt mit was tollen Phan-
tasenen
Bauern und auch Städter sich vermögend sind zu
freyen;
Endlich gieng ich weiter fort, um den Kirchhof
anzusehen,
Und ob es beym Gottesdienst auch so eifrig würd'
hergehen:

* * *

Doch wie sehr betrog ich mich, denn ich fand bey
heil'ger Freude
Nichts als arme, bucklichte, krum, und blind,
und lahme Leute,
Derer reger Andachtstrieb Gott im heil'gen Hause
prieß,
Und mich an der Kirchethür, Dürft'gen beyzu-
springen hieß.

* * *

Da fand ich Gelegenheit reif die Menschen einzu-
sehen,
Ich vergaß der vor'gen Lust, und rief im Zurücke-
gehen:
Warum wird nicht jeder Mensch, großer Gott!
durch deine Macht,
Auf das Rund der Erde arm, bucklicht, krum,
und blind gebracht.

Gespräche
aus dem Griechischen übersetzt.

I.

Pluto, oder Cräsus wider Menippen.

Cräsus.

Wir leiden nicht, o Pluto, Menippen diesen Hund, der da bey uns wohnet. Darum setze ihn entweder anders wohin, oder wir wollen in einen andern Ort ziehen. Pluto. Was thut er euch denn aber Böses? er ist ja eben so gestorben, wie ihr. Cröß. Da wir heulen und seufzen, ingedenk jener Dinge, die wir oben hatten, und zwar dieser Midas hier des Goldes, Sardanapalus aber der vielen Wohllust, und ich der Schätze; so verlacht er uns, und schillt uns schimpflich aus, und heißt uns Sklaven und Auswürflinge; bisweilen stöhret er auch mit Singen unser Klagen, und überhaupt er ist überlästig. Pluto. Was ist das, Menipp, was diese sagen? Menipp. Es ist wahr, Pluto, denn ich hasse diese Leute, die so niederträchtig und verderblich sind, denen es nicht genug war, bös gelebt zu haben, sondern auch noch sogar, nachdem sie gestorben sind, erinnern sie sich der Dinge, die sie oben hatten, und hegen eine Begierde nach denselben. Es

freu-

freuet mich also, wenn ich sie quäle. Pluto. Aber das gehört sich nicht, denn sie trauern, weil sie nicht geringe Dinge verlohren haben. Menipp. Bist auch du so thöricht, Pluto, und giebst ihren Klagen Beyfall? Pluto. Keineswegs, doch ich will nicht gern, daß unter euch aufrührerische Zänkereyen seyen. Menipp. Wisset nun aber ihr verruchtesten Lydier, Phrygier und Assyrier, daß ich nun gar nicht aufhören werde: denn wo ihr nur immer hingehen wollet, will ich euch verfolgen, und euch quälen, und euch entgegen singen, und euch auslachen. Crösus. Ist dieses keine Beschimpfung! Menipp. O nein; aber jenes war eine Beschimpfung, was ihr thatet, da ihr wolltet angebethet werden, und da ihr freye Männer aus Wohllust verspottet, und gar nicht auf den Tod dachtet. Also heulet itzt, weil ihr aller jener Dinge seyd beraubet worden. Crösus. Ach ja ihr Götter! vieler und großer Güter! Midas. Und ich, ach wie vielen Geldes! Sardanapalus. Ich aber, ach wie vieler Wohllust! Menipp. Wohlan, so thut es: Weheklaget nur, ich aber will das bekannte: Mensch kenne dich selbst, hinzufügen, und euch mit meinem Gesange beystimmen; denn zu einem solchen Geheule mag sich dieser Mitgesang schicken.

II.

Merkur und Charon.

Merkur.

Rechnen wir zusammen, Fuhrmann, wenn es dir beliebet, wie viel du mir schon schuldig bist, damit wir nicht etwann einmal in einen Zank darüber gerathen. Charon. Rechnen wir zusammen, Merkur, denn es ist besser, und kostet weniger Mühe, wenn die Sachen bestimmet werden. Merkur. Einen Anker hattest du angeschafft, ich habe ihn dir um fünf Drachmen bestellt. Charon. Das ist theuer! Merkur. Aber so wahr als Pluto lebt, ich habe ihn um die fünfe gekauft, und das Seil um zween Obeln. Charon. Setze fünf Drachmen und zween Obeln. Merkur. Und eine Nadel, das Segel auszuflicken, dafür habe ich fünf Obeln ausgezahlt. Charon. Setze auch diese dazu. Merkur. Und Wax, die Lucken des Schiffs damit zu verschmieren, wie auch Nägel, und einen kleinen Strick, aus dem du das Segelseil gemacht hast, alles um zwo Drachmen. Charon. Recht, das hast du um einen billigen Preis gekaufet. Merkur. Dieß ist es nun, wenn uns nicht etwas in der Rechnung entfahren ist; wann sagst du nun, daß du dieses bezahlen willst? Charon. Itzt, Merkur, ist es unmöglich. Sollte aber eine Seuche, oder ein Krieg einen Haufen miteinander herunterschicken, dann wird sich vielleicht etwas

was gewinnen lassen, wenn ich in der Menge beym Schifflohne eine falsche Rechnung mache. Itzt will ich mich niedersetzen, und alle die schlimmsten Zufälle wünschen, damit ich davon einen Nutzen ziehen könne. Es ist nicht anders Merkur, denn itzt kommen nur wenige, wie du siehst, herunter. **Merkur** Es ist besser so, ob mir gleich die Schuld verschoben wird. Allein die Alten, du weißt es, Charon, was sie für Leute waren, lauter tapfere Männer, die meisten mit Blut bedeckt und verwundet. Itzt aber kömmt einer entweder mit Gift von seinem Sohne, oder von seinem Weibe getödtet, oder dem vor Wohllust der Bauch und die Schienbeiner aufgeschwollen sind. Alle aber sind sie so bleich und so unansehnlich, und den Alten in keinem Stücke ähnlich. Die meisten aber kommen wegen des Geldes, weil sie einander nachstellen, wie sie scheinen. **Charon.** Dieß ist aber auch in der That ein sehr erwünschlich Gut. **Merkur.** Folglich glaube auch ich nicht groß zu fehlen, wenn ich das, was du mir schuldig bist, ungestümm fordere.

III.

Pluto und Merkur.

Pluto.

Den Alten kennst du, den Steinalten sage ich, den reichen Lukrat, der zwar keine Kinder hat,

aber

aber solche, die nach der Erbschaft trachten, funfzig tausend? Merkur. Ja den Sicyon sagst du. Nun also. Pluto. Diesen, Merkur, lasse über die neunzig Jahre, die er gelebt hat, leben, und gieb ihm noch einmal so viel andere, wenn es möglich ist, und noch mehr; seine Schmeichler aber Charin den Jüngling, und Danon, und die übrigen raffe nach der Reihe alle miteinander hinweg. Merkur. Dieß könnte ungereimt scheinen. Pluto. Ganz und gar nicht, sondern es ist sehr billig und recht. Was haben sie denn für Ursache, daß sie wünschen, er möchte sterben? Oder streben sie nach dem Gelde, da sie doch nicht anverwandt sind? Was nun aber das abscheulichste ist, indem sie dergleichen Wünsche thun, so thun sie ihm doch außerlich sehr schön, und wenn er erkranket, so weißt die ganze Stadt, was sie für Anschläge fassen: indessen versprechen sie ihm doch, sie wollen Opfer entrichten, wenn er wieder gesund würde, und überhaupt, es ist eine gewisse verschiedene Art zu schmeicheln unter den Leuten; deswegen soll er unsterblich seyn, sie aber sollen von ihm abreisen, und umsonst gelechzet haben. Merkur. Sie werden eine lächerliche Strafe leiden, weil sie so arglistig sind. Er führt sie auch recht hübsch bey der Nase herum, und speiset sie mit einer eiteln Hoffnung ab: und überhaupt, er sieht immer einem Todten gleich, und hat doch noch mehr Kräfte, als Jünglinge. Sie aber haben schon die Erbschaft unter sich getheilet, und weiden sich mit der Hoffnung, und stellen

sich bey sich selbst ein glückseliges Leben vor. Pluto. Er soll also das Alter ablegen, und wie jener Jolaus wieder jung werden; diese aber sollen mitten in ihren Hoffnungen, nachdem sie ihre geträumten Reichthümer verlassen haben, gleich itzt kommen, und eines so bösen Todes gestorben seyn, als sie selbst böse waren. Merkur. Lasse die Sorge fahren, Pluto, ich will sie dir schon, einen nach dem andern nach der Reihe erwischen; sieben aber glaube ich, sind ihrer. Pluto. Zieh sie herunter; er aber soll einen jeden herabschicken, nachdem er aus einem Greisen zum Jünglinge geworden ist.

IV.

Xenophont und Kallidemides.

Xenophont.

Wie bist denn aber du gestorben Kallidemides? denn ich, der ich Diniens Schmarotzer war, wie ich mehr, als ich konnte, hineingefressen hatte, und erstickt bin, das weißt du, denn du warst bey meinem Tode gegenwärtig. Kallidemides. Ja ich war dabey Xenophont; der meinige aber war etwas unerwartetes. Du kennst ja doch auch Ptäodoren den Greisen. Xenophont. Den, der keine Kinder hat, den Reichen, mit dem ich dich immer umgehen sah? Kallidemides. Ja eben diesem that ich immer schön, und versprach mir, er würde bald sterben, damit ich Erbe würde. Da nun aber die Sache sehr lang hergieng, und der Alte länger als Tithon lebte,

erfand ich einen kurzen Weg zur Erbschaft. Ich kaufte nämlich Gift, und überredete den Mundschenk, sobald Ptäodor zu trinken begehren würde (und er trinkt ziemlich viel) so solle er stark in den Becher einschenken, und denselben bereit halten, und ihm reichen, würde er nun dieses thun, so schwur ich ihm darauf, daß ich ihn frey lassen wolle. Xenophont. Was geschah nun, denn es scheint, du werdest etwas sehr Unerwartetes sagen. Kallidemides. Da wir also gewaschen kamen, hatte der junge Mensch schon zween Becher in Bereitschaft, einen für den Ptäodorn, worinnen der Gift war, und den andern für mich; da irrte er sich nun, ich weiß nicht wie, und gab mir den Gift, Ptäodorn aber den, der nicht mit Gift vermischet war. Darauf trank dieser zwar, ich aber lag alsogleich ganz ausgestreckt da, eine statt seiner unterschobene Leiche. — Was ist das? Du lachst Xenophont! es geziemet sich wohl nicht, einen vertrauten Mann zu verlachen. Xenophont. Es ist dir ja auch etwas Artiges begegnet Kallidemides. Der Alte aber, was sagte er zu diesem? Kallidemides. Erstlich wurde er zwar über den plötzlichen Zufall sehr verwirrt, dann, nachdem er, glaube ich, von der Begebenheit unterrichtet war, was der Mundschenk gethan hatte, lachte er selbst dazu. Xenophont. Du hättest dich aber auch nicht auf einen kurzen Weg wenden sollen; es wäre dir ja wohl auf dem allgemeinen sicherer gekommen, ob er gleich etwas langsamer gewesen wäre.

Der Zeitvertreib im Winter.

Finstrer Murrkopf, düstrer Winter!
Glaubst du durch dein nordlich Blasen
Mir mein Leben zu vergällen?
Sürm, entstell den Relz der Fluren,
Heul um meine sichre Hütte,
Ich will deiner dennoch spotten.
Hier am freundlichen Kamine
Wo der Vater Bachus winket,
Schalkhaft mir Champagner zeiget;
In Gesellschaft meines Freundes
Dessen Witz mich heiter machet;
An der Seite meiner Chloris,
Deren schmachtend Aug mir lächelt,
Will ich deiner herzlich spotten,
Bis des Jahres muntrer Jüngling,
Unser freudenvoller Frühling
Dich nach Nova-Zembla jaget,
Und mit dir dein nordlich Blasen,
Deine melancholschen Grillen,
Und dein ganz betrübt Gefolge.

Die Verwunderung.

Daß viele mit den größten Gaben
So wenige Bewundrer haben
Das wundert euch?
Gesetzt, sie wüßten großen Staaten
Wie Solon klug, und weis zu rathen,
Was hilft es uns, sie sind nicht reich.

* * * * * * * * *

Daß Damons Witz fast alles kennet,
Und ihn gleichwohl die Welt kaum nennet,
Das wundert euch?
Er hatte in den Jünglingsjahren
Mehr schon als mancher Greis erfahren,
Und doch verschmäht? Er ist nicht reich.

* * * * * * * * *

Daß Sylvien kein Jüngling liebet,
Die doch fast jede Tugend übet,
Das wundert euch?
Sie würde jeden zwar beglücken,
Nach dreyßig Jahren noch entzücken,
Allein umsonst, sie ist nicht reich.

* * * * * * * * *

Daß Orgon längst nach Brode trachtet,
Und gleichwohl noch im Elend schmachtet,
Das wundert euch?

Ihr

Ihr sprecht: er könnt der Welt ja nützen,
Er könnte manche Stadt beschützen;
Recht gut, allein er ist nicht reich.

* * * * * *
* * *

Daß Simon sich vor Daphnen bücket
Und zärtlich ihr die Hände drücket,
Das wundert euch?
Anstatt des Flehns ihn zu erhören
Sollt' er sie mütterlich verehren.
Es gieng an, aber sie ist reich.

* * * * * *
* * *

Daß Galathee von Achtzehn Jahren
Sich will mit einem Greise paaren,
Das wundert euch?
Sie liebt nicht seines Körpers Masse,
Nein, sie vermählt sich seine Kasse;
Denn sie ist arm, und er ist reich.

* * * * * *
* * *

Daß Max sich stolz in Kutschen blähet,
Und Trax veracht't zu Fuße gehet,
Das wundert euch?
Trax sollte sich in Kutschen blähen
Und Max, sprecht ihr, zu Fuße gehen:
Doch Trax ist arm, und Max ist reich.

* * * * * *
* * *

Daß Lindorn alle Welt anlachet,
Und er nach Wunsch sein Glück gemachet,
Das wundert euch?

Er ist zwar dumm, doch wär er dümmer,
So hätt' er dieses Glück noch immer,
Denn Lindor ist erstaunlich reich.

* * *

Daß oft die Welt nicht besser wählet,
Und Thaler statt Verdiensten zählet,
Das wundert euch?
Itzt herrschet der Geschmack bey allen;
Drum wiss't das Mittel zu gefallen,
Seyd dumm, doch seyd dabey auch reich.

Wen gehts was an?

Ich liebe stets die Einsamkeit,
Und geh nicht gern zum Schmause;
Wenn andre Gast und Mahl erfreut,
So bleib ich gern zu Hause.
Laßt andre delikate Sachen
Zu ihrem höchsten Gute machen:
Wenn mich die Nothdurft sättgen kann,
Wen gehts was an?

* * *

Ich liebe nicht den äußern Pracht,
Der sich in Kleidern zeiget,
Und sich durch Kunst erst schätzbar macht,
Die täglich höher steiget.
Wenn ich nicht prächtig, aber zierlich,
Und nur dem Stande nach gebührlich

Mich

Mich alle Täge kleiden kann,
Wen gehts was an?

* * * * * *
* * *

Ich liebe, was mich wieder liebt
Nicht allzuhohe Dinge:
Das was sich mir zu eigen giebt,
Und wär es auch geringe.
Die Redlichkeit geht vor dem Nutzen;
Und will die Mißgunst d'rüber stutzen,
So frag ich nichts nach Menschen Wahn,
Wen gehts was an?

* * * * * *
* * *

Ich bin zwar keines Menschen Feind,
Jedoch vertraute Liebe
Genießt nur der, ders redlich meynt,
Mit mir gewognem Triebe.
Ich kann mich bey der Falschheit fassen,
Ich bin bey Feind und Schimpf gelassen;
Daß ich nicht jeden lieben kann,
Wen gehts was an?

* * * * * *
* * *

Ich bin mit meinem Glück vergnügt,
Und was mir Gott beschieden,
Kurz, wie es seine Weisheit fügt,
Damit bin ich zufrieden.
Ich murre nicht bey Leid und Kummer,
Kein Unfall störet meinen Schlummer,
So bin ich immer glücklich dran,
Wen gehts was an?

Beantwortung der Frage: ob der Jugend öffentliche Schulen, oder ein Privatunterricht nützlicher sey?

Die Erziehung der Jugend ist von jeher in den Augen der klügsten Völker ein so wichtiger Gegenstand gewesen, daß ihre Gesetzgeber, Weltweisen und größten Männer es nicht allein für einen würdigen Vorwurf ihres Andenkens, sondern sogar für eine Ehre hielten, sich selbst mit dieser Arbeit zu beschäftigen.

Die Nothwendigkeit und Nutzbarkeit des Unterrichtes bey der zarten Jugend in nothwendigen und brauchbaren Dingen wird wohl kein vernünftiger Mensch in Abrede stellen. Es ist also nur die Frage: Ob dieses in privat- oder öffentlichen Schulen besser und nützlicher geschehen möge?

Ich setze hier nur die Vorzüge und überzeugenden Beweise, welche für die öffentlichen Schulen stehen, damit jeder Einsicht und Klugheit besitzender Leser von selbst ohne aller Partheylichkeit in dieser Sache urtheilen möge. Wenn die Rede für öffentliche Schulen ist, so werden

nur

nur solche verstanden, in denen eine gute Einrichtung, vortheilhafte Lehrart, Zucht und Ordnung herrschet; gleichwie bey Privatschulen nicht die Rede ist von hohen Familien, wo Einsicht und Mittel genug sind, die geschicktesten Hauslehrer auszuwählen.

Vorzüge öffentlicher Schulen vor den Privatschulen, wenn man sie miteinander vergleicht.

I.

In den öffentlichen Schulen giebt es eine Nacheiferung, welche die schönsten Früchte hervorbringet.

Wie in einer Privatschule nur einzelne Schüler sind, also kann in solcher keine Nacheiferung seyn. Hingegen in einer öffentlichen gut eingerichteten Schule giebt es jederzeit zum Nachahmen die beßten und hinreichenden Beyspiele; weil man unter einer Menge Schüler allzeit dergleichen antrifft, die mit reizenden guten Eigenschaften begabet sind.

Die Nacheiferung, diese Begierde andere zu übertreffen, hat die größte Herrschaft über unsere Seelen. Wenn sie einmal unsern Eifer rege gemacht hat, so ist uns nichts zu mühsam und zu schwer, sondern wir wagen alles, um unsern Vor-

Vorsatz zu erfüllen. Der kränkende Gedanke niedriger und geringer zu seyn, als derjenige, welcher in der nämlichen Laufbahne mit uns um den Preis streitet, setzet alle unsere Kräften in Bewegung, und läßt uns alles verachten, was uns an der Erlangung des Vorzugs hindert. So schädlich und strafbar auch dieser Ehrgeiz ist, wenn er nicht durch die Gesetze einer reinen Tugend in die gehörigen Schranken eingeschlossen wird, so nützlich und ruhmwürdig ist er, wenn er in ihrer Gesellschaft erscheinet. Die größten, die vortrefflichsten und die bewunderungswürdigsten werden von demselben erzeuget. Cicero würde nie ein so vollkommenes Muster der Beredsamkeit geworden seyn, wenn er sich nicht so vest vorgesetzet hätte, den Hortensius zu übertreffen. Aber wozu brauchen wir Zeugnisse des Alterthums, da uns die tägliche Erfahrniß eine Menge von dergleichen Beyspielen zeiget. Man frage nur einen Lehrer in einer öffentlichen Schule, so wird er dieses zu Genügen bejahen, und erweisen, daß der Ehrgeitz mit uneingeschränkter Gewalt über die Menschen herrsche. Was kann also wohl nützlicher seyn, als wenn wir bey jungen Leuten diese mächtige Triebfeder der Nacheiferung in Bewegung setzen. Sobald diese die gehörige Stärke erlanget hat, so hat man alles gewonnen. Dann gebraucht ein Lehrer keine Sporne mehr, sondern nur Zügel, um die feurige Jugend auf der rechten Bahne zu erhalten.

Zu

Zu dieser Nacheiferung ist die öffentliche Schule unendlich bequemer als die Privatschule. Hier ist eine Menge junger Leute, welche um den Vorzug ringen; der Untere bemühet sich den Obern zu übertreffen, und dieser wendet alle seine Kräften an, um vor jenem seinen Vorzug zu behaupten. Der Fleißige überwindet den Trägen; dieser wird durch seinen Schmerz aufgeweckt, und arbeitet eifriger, um seinen verlohrnen Vorzug wieder zu erlangen. Weil sein Ueberwinder nur einige Schritte vor ihm ist, so hat er allzeit die stärkende Hoffnung, daß er ihn sehr bald einholen werde. Jener sieht ihn sehr nahe, und verdoppelt mit allem Eifer seine Schritte, um einen größern Vorzug zu gewinnen. Von dieser Hitze und Sorge eingenommen treiben sie sich herzhaft fort, ohne es gewahr zu werden, daß sie durch viele verdrüßliche und unangenehme Wege gelaufen sind. Einer hat dem andern gedienet, seinen Weg bald und glücklich zurückzulegen, da sie vielleicht bey der ersten Schwierigkeit zurückgekehrt seyn würden, wenn sie nicht beyde um den Preis gestritten hätten. Es ist unglaublich, welch einen schnellen und anhaltenden Fortgang diese Nacheiferung hervorbringe.

Diesen Vortheil muß der Privatlehrer entbehren. Denn mit wem soll sein Schüler seinen Lauf antreten? Mit seinem Lehrer? Dieser ist so weit vor ihm fortgelaufen, daß es eine Thorheit seyn würde, den Lauf anzutreten. Er geht

also mit langsamen Schritten auf seinem bezeichneten Wege fort, bey jeder Schwierigkeit wird er verdrießlich, und empfindet in der Einsamkeit seinen Verdruß doppelt. Kaum hat er dieselbe überwunden, so sieht er in der Nähe schon eine andere, und hält seine Schritte auf, damit er nicht sobald an dieselbe gelange.

Wenn man einem Privatlehrer mehrere anvertrauet, so wird doch diesem Mangel gar selten abgeholfen. Weil diese kleine Gesellschaft nicht Zuschauer genug hat, welche sie durch ihren Beyfall aufmuntern; so ist sie selten dahin zu bringen, daß sie diesen Wettstreit unternimmt. Meistens findet man, daß sie zusammentreten, und einen solchen Vergleich miteinander treffen, wobey ihre Trägheit gewinnet.

Wenn wir diese und mehr andere Stücke gehörig überlegen, so glaube ich, daß man auch ohne die Erfahrung zu Hilfe zu nehmen, schon behaupten könnte, daß ein Knabe in der öffentlichen Schule weit williger und geschwinder lernen müsse, als in der Einsamkeit und zu Hause bey einem Privatunterrichte.

II.

Man erlanget in öffentlichen Schulen eine größere Begierde zum Lernen.

Der zweyte Vorzug der öffentichen Schulen bestehet darinn, daß die jungen Leute einen stärkern

kern Trieb zum Lernen bekommen. Dieß ist die erste und schönste Frucht, welche aus der Nacheiferung entstehet. Es ist nicht nöthig, daß ich den Unterschied des willigen und gezwungenen Lernens zeige, da uns unsere eigene Natur den deutlichsten und vollständigsten Unterricht ertheilet. Eine Arbeit, wovor wir uns scheuen, wird so lange es uns immer möglich ist, aufgeschoben. Endlich müssen wir diese Arbeit unternehmen: wie gelingt sie? so, daß man allenthalben einen Abdruck von unserm Widerwillen und Mißvergnügen antrifft. Was man mit Widerwillen lernet, wird wenig behalten, und dieses Wenige in kurzer Zeit gänzlich vergessen. Die muntersten Jahre des Lebens werden vielfältig der lebhaftesten Jugend verderbt, da diese unter dem verdrüßlichen Joche des Privatunterrichts seufzen müssen. So werden dann sorgfältige Mittel gefodert, welche der Jugend das Lernen nicht zu einer Strafe, und unangenehmen Beschäftigung, sondern zu einer reizenden Belustigung machen.

Die öffentlichen Schulen haben diesen nöthigen Vorzug. Eine ganze Menge junger Leute haben einerley Unterricht; ein jeder ist bemühet, daß er eine Art des Ansehens unter seinen Mitschülern erhalte, und das ganze Ansehen besteht darinn, daß er vorzügliche Lobsprüche erlange. Der trägste und schläfrigste Knabe hat eine Empfindung von dem edlen Vergnügen, welches das Lob eigener und wahrer Verdienste bringet,

und er wird bey jedem Lobspruche eines andern einen heftigen Trieb fühlen, gleiches Vergnügen einzuerndten. Der Fleiß, die Aufmerksamkeit, der Eifer im Lernen sind dazu das einzige Mittel, er vergißt also die Beschwerlichkeit und Mühe: welche ihm das Lernen verursachet, und ist blos mit dem Vergnügen beschäftiget, welches er zu erreichen suchet. Glücket ihm sein Fleiß einmal, so bringt ihm dieß eine solche Zufriedenheit, daß er sich nachher lieber mit der Feder und seinen Büchern, als mit seinen Spielen ergötzet. Wenn wir die Stärke dieser natürlichen Neigung untersuchen, so ist es eine Art der Nothwendigkeit, daß der Eifer zum Lernen in den öffentlichen Schulen von selbst wohne; sie sind für die Jugend eine eben so wichtige und große Schaubühne, als das Vaterland für die Erwachsenen. Der Knab hat einen eben so mächtigen Trieb auf diesem kleinen Schauplatze eine wichtige Rolle zu spielen, als der Bürger empfindet, den Beyfall des Volkes zu gewinnen. Dieser grosse Gedanke erfüllet seine kleine Seele dergestalt, daß er ihn bey allen seinen Arbeiten munter, begierig und lebhaft erhält.

Der Privatlehrer hingegen sitzt mit seinen Untergebenen in der Einsamkeit, wo dem Schüler die Wände, als die einzigen Zeugen seines Fleißes, das Lob und den Tadel sehr bald gleichgültig machen. Und wodurch will ihn nun der Lehrer dahinbringen, daß er das lerne, was er von ihm verlanget? Durch die Vorstellung der

Noth-

Nothwendigkeit? Vielleicht glücket es auf einige Zeit; allein die Einsamkeit wird diese kleine Begierde gar bald unterdrücken, und ihm einen Eckel vor den Büchern beybringen. Und was wird denn diese einsame Schule? Nichts anders, als ein Ort der Quaal, wo sich der Lehrer und Schüler ohne allen Nutzen wechselweise die edelste Zeit verderben.

Es ermüdet uns das niemal so sehr, was wir mit andern gemeinschaftlich unternehmen, als was wir allein verrichten. Eine lange und mühesame Reise in einer muntern Gesellschaft ist eine Art des Vergnügens, da sie für uns eine Strafe seyn würde, wenn wir gezwungen wären, dieselbe allein zu unternehmen.

Ein träger Landmann, der durch die härtesten Strafen kaum zum Fleiße bewogen wird, ist munter und arbeitsam, wenn man ihn unter die Zahl froher Arbeiter versetzet. So viel vermag bey der Natur das Beyspiel! Ist es nicht höchst vernünftig, daß wir diese Anweisung zur Regel annehmen, um unsere Kinder darnach anzuführen? Setzen wir aber den muntersten Mann mit seinen Untergebenen allein, so wird seine natürliche Lebhaftigkeit schwerlich auf eine lange Zeit der Schläfrigkeit widerstehen. Denn die Munterkeit und Heiterkeit des Geistes ist ein Feuer, welches uns nicht leicht erhitzet, wenn wir nicht in einer zahlreichen Versammlung sind. Die Erfahrung giebt hievon richtige Zeugnisse.

Es würde also eine grobe Unwissenheit seyn, und eine schlechte Kenntniß unserer eigenen Natur verrathen, wenn wir behaupten wollten, daß ein Lehrer in seiner einsamen Stube ein junges Gemüth eben so reizen und fesseln könne, als ein öffentlicher Lehrer, welchen seine kleine Versammlung zur Unverdrossenheit und Lebhaftig aufmuntert.

Diejenigen Aeltern, welche den Versuch gemacht haben, und aufrichtig genug sind, ihre Erfahrung zu sagen, werden gewiß gestehen, daß ihre Kinder in der Privatunterweisung ihren Trieb zum Lernen entweder gänzlich verloren, oder merklich verringert haben. Die öffentliche Schule aber kann allemal eine ganze Reihe herrechnen, welche ihre mitgebrachte Trägheit völlig abgeleget haben, und eifrig geworden sind. Und wenn dieß nicht bey allen öffentlichen Schulen geschieht, so kann man nicht zeigen, daß ein munteres Gemüth bey einer öffentlichen Schule die Begierde zum Lernen verliere.

III.

Die Religion wird in den öffentlichen Schulen besser erlernet.

Die Religion allein ist es, welche die Menschen wahrhaft und recht dauerhaft glücklich machet. Alle übrigen Wissenschaften dienen zwar zur Glückse-

seligkeit der Menschen, welche aber höchstens nur so lange dauert, als man auf dieser Erde lebet: die Glückseligkeit hingegen, welche uns die Religion gewähret, reichet weit über die kurze Zeit hinaus; sie dauert ohne Ende, sie dauert ewig.

Ist es also nicht höchst nöthig, dahin zu trachten, daß auch der Unterricht in der Religion, so wie in anderen Dingen, die eine weniger dauerhafte Glückseligkeit gewähren, der Jugend so vortheilhaft als möglich beygebracht werde? Es müssen die Glaubenslehren und Lebenspflichten nicht allein das Gedächtniß anfüllen, sondern sie müssen auch durch ämsiges und oftmaliges Erklären in den Verstand der Schüler gebracht werden, damit diese einen hinreichenden Begriff von den theuersten Wahrheiten der Religion erhalten. Dieses alles geschieht nun in wohleingerichteten öffentlichen Schulen, wo man auf eine dem Lernenden so wie dem Lehrenden angenehmste und leichteste Weise alles das, was ein Christ zu wissen und zu thun hat, den Schülern einzuflößen sich bemühet. Man ist mit diesem nicht vergnügt. Haben die Schüler die Religionswahrheiten und derer heilige Schriften in den Verstand bekommen, so ist man beflissen, daß dadurch zugleich der Wille und das Herz beweget werde; ja man trachtet dahin, daß sie daran einen Geschmack finden, sie liebgewinnen, und mit Freuden nach denselben ihre Sitten, ihr Thun und Lassen einrichten. Denn was hilft ein guter Verstand, wenn der Wille bös ist?

und wozu dienet der Glaube, mit dem man Berge versetzet, wenn man die Liebe nicht hat? Hiezu gebrauchet man Bewegungsgründe, so wie zu Ueberzeugung des Verstandes, Beweise. Beyde diese Stücke werden in gut eingerichteten öffentlichen Schulen das Jahr hindurch auf eine der Fähigkeit der zarten Jugend angemessene Art durch das tägliche Katechisiren sorgfältigst abgehandelt. Dergleichen Unterricht in den nothwendigen Stücken des Christenthums wird man bey einer Privatschule wohl nicht sehen, wo ein Privatlehrer zufrieden ist, wenn seine Schüler etwa im Lesen und Schreiben einigen Fortgang machen, nnd dieß geschieht meistens ohne Grund.

Von den rührenden Religionswahrheiten aber wird wohl selten Meldung gemacht. Es hat ein solcher Hauslehrer auch oft weder Auftrag, noch sattsame Geschicklichkeit dazu; indem er selbst in Glaubenssachen sehr seicht gegründet ist. Und was einer selbst nicht weiß, noch weniger in der Uebung hat, wie wird er es anderen mittheilen, besonders da die Unterweisung im wahren Christenthume bey der flatterhaften Jugend nicht allein Fleiß und unermüdete Aemsigkeit, sondern auch ausnehmende Geschicklichkeit, Erfahrniß und Kunst erfodert?

Wer gewöhnet in einer Privatschule seinen Lehrling bey der ersten Kenntniß der Pflichten gegen Gott, dessen heiligsten Namen jederzit mit Ehrfurcht und Liebe zu nennen? Wer zeiget ihm,

wie

wie klein, wie nichtig, wie verächtlich dieß ganze irrdische Wesen gegen den unendlichsten Beherrscher Himmels und der Erde sey? Wer flößet ihm eine geziemende Hochachtung gegen unsere ächte, und aus allen Religionen der Welt allein auf einen sichern und unbeweglichen Grund gestiftete Religion ein, aus der nichts, als was selig ist, und was den Menschen wahrhaft glückselig macht, quellen kann? Würde es möglich seyn, daß er jemals von den Geheimnissen der erhabensten Religion niederträchtig denken oder reden könnte: es ist gewiß, daß, wer dieses zu thun sich erkühnet, unser heiligstes Gesetz niemal kennen gelernet habe. Wer gewöhnet ihn zur heiligen Menschenliebe, Mitleiden, Sanftmuth, Leutseligkeit, Demuth, und zu allen Tugenden, welche wir anderen Menschen schuldig sind? Mich deucht, daß es allgemein bewiesen werden könne, daß die ersten Eindrücke unserer Jugend bey uns so tiefe Wurzeln schlagen, daß sie fast niemal durch die Zeit und falsche Kunst gänzlich ausgetilget werden können. Wäre es also möglich, daß man die Jugend auf eine solche Art bildete, wie es doch dermalen in öffentlichen Schulen geschieht, so würde man gewiß in der Beobachtung seiner Pflichten, und nicht in thörichter Erfindung neuer wider unsere Religion laufender Gesinnungen seinen Ruhm suchen.

IV.

In den öffentlichen Schulen werden die Sitten besser gebildet.

Wenn wir auf die sittliche Verbesserung der Jugend sehen, so gewinnet wieder die öffentliche Schule den Vorzug. Ein Privatlehrer muß die Fehler seines Untergebenen bestrafen, und wie oft hat er nicht zu dieser unangenehmen Pflicht Gelegenheit. Der Knabe kann diese so oft wiederholten Strafen nicht mit Gleichgültigkeit anhören, seine Eigenliebe leidet gar zu viel dabey. Er glaubt es nicht, daß er so strafbar sey, und wird durch diesen Gedanken gegen alle Verweise abgehärtet. Will der Lehrer dieß vermeiden, so muß er ihm viele Dinge ungestraft hingehen lassen, um nur einen Hauptfehler auszurotten.

Ist er hiemit fertig, so kann er erst andern angreifen. Wer da weiß, wie schwer es ist, einen Fehler gänzlich auszureißen, und wie geschwind sich wieder neue bey uns einwurzeln, der wird leicht einsehen, warum bey einer Hausschule dieß wichtigste Geschäft nur sehr langsam vonstatten gehe, und ungeachtet aller Mühe oft mißlinge.

Einem guten Lehrer sind auch oft alle im Hause entgegen, wenn er mit seinem vewegenen Schüler eine bescheidene Strafe vornehmen will, und

ein zaumloses Kind verläßt sich oftmals auf dergleichen Begebenheiten, wobey dann die Zucht nicht wenig leidet. Ein öffentlicher Lehrer kömmt mit diesem Geschäfte weit schneller und glücklicher zu Stande. Er hat oft einen Fehler gänzlich ausgerottet, ohne daß der Schüler es einmal weiß, daß er ihn habe bessern wollen. An dem einen bestrafet er diesen Fehler, und alle sind bemühet diesen Fehler abzulegen, damit sie nicht eine gleiche Bestrafung erfahren dörfen; an einem andern tadelt er ganz andere Dinge, und alle sind erfreuet, daß sie frey gekommen. So geht er täglich fort, und ein jeder Schüler glaubt, daß er nur wegen eines Fehlers angegriffen worden, und daß seine übrigen, welche er von seinen Mitschülern bestraft gesehen, dem Auge seines Lehrers entgangen seyen. Ueber diesen vermeynten Irrthum ist er froh, und suchet in aller Eile das Unartige und Strafbare abzulegen, was meiner Meynung nach bey ihm noch nicht entdecket worden ist. Durch diesen Kunstgriff bestreitet ein Lehrer alle Fehler zugleich, ohne daß der Schüler es einsieht, und also auch nicht auf Mittel gedenket, sich gegen die Angriffe zu vertheidigen.

Auf eben diese Art dienen dem öffentlichen Lehrer die Lobsprüche, viele Fehler zu dämpfen. Gute Neigungen zu einer edeln Eigenschaft lobet er bey diesem, und alle werden aufmerksam, und suchen sich eben diese Neigungen zu erwerben, welche geschickt sind, Lobsprüche einzusammeln.

meln. Dadurch bessert er viele, da er unzähligen Widerstand würde gefunden haben, wenn er nicht Gelegenheit gehabt hätte, diesen Umweg zu nehmen. Der vortrefflichste Privatlehrer wird es nie in diesem Stücke so weit bringen als ein öffentlicher Lehrer, der nur einige Mühe zu dieser Verbesserung anwendet. Es könnte zwar das üble Beyspiel einiger in der öffentlichen Schule befindlichen Schüler zur Sittenverderbung ein Anlaß seyn; allein es ist das wachtbare Auge des Lehrers, und die schon ausgesetzte Strafruthe ein hinreichendes Mittel, nicht nur das böse Kind zu verbessern, sondern auch dem guten wider alle Fehltritte einen Scheu und Haß einzuprägen. Ein Aufrichtiger wird sich nicht getrauen zu behaupten, daß in gut eingerichteten Schulen, oder aus deren Gelegenheit ein Kind sey verderbt oder gar verführet worden. Hingegen kann man hundert Beyspiele der verbesserten Lehrlinge in der öffentlichen Schule aufweisen.

V.

Man lernet in den öffentlichen Schulen allen Gesetzen besser gehorsamen.

In den öffentlichen Schulen sind viele allgemeinen Gesetze, auf deter Beobachtung die Lehrer genau halten. Ich will zwar nicht behaupten, daß nicht viele davon im Grunde unerhebliche

Klei-

Kleinigkeiten betreffen; allein dieß thut zur Sache nichts, da sie nichts schädliches und strafbares stiften, sondern vielmehr dazu dienen, daß sich die jungen Leute gewöhnen, auch Dinge zu beobachten, wovon sie den Nutzen nicht einsehen. Die ganze Einrichtung ist von der Art, daß sich der Jüngling dieser allgemeinen Einrichtung unterwerfen muß, und er ist auch gar bald geneigt, dieser neuen Verbindung gemäß zu leben. Das Schwere und Unangenehme, welches ihn in der Privatschule so widerspenstig machte, ist hier mit solchen Dingen vermischt, welche seiner Neigung schmeicheln. Dort war er der einzige Gegenstand der Befehle, und das machte ihn verdrossen und kleinmüthig; in der öffentlichen Schule hingegen muß er eine ganze Menge einerley Vorschriften beobachten, dieß macht ihn schon williger und munterer. In der Privatschule war seine Eigenliebe sinnreich, den vorgeschriebenen Regeln sich zu entziehen; hier, wo alle Einwendungen fruchtlos sind, sucht er sich anderen gleichförmig zu machen. Ermahnungen und Lobsprüche, welche in einer Schule öfters geschehen, reißen ihn zur Verehrung der allgemeinen Gesetze hin. Alle diese und andere Dinge zusammengenommen, bilden seinen Geist zu einer strengen Ordnung, und bringen ihm überhaupt eine solche Hochachtung und Ehrfurcht gegen die Gesetze bey, daß er eine natürliche Abneigung bekömmt, dieselben zu übertreten.

Welcher unbeschreibliche Nutzen entstehet nicht aus dieser Folgsamkeit für das gemeine Wesen? Wird ein solcher Bürger nicht mit eben der Sorgfalt und Munterkeit die Vorschriften des Landesfürsten, und die Gesetze des Vaterlandes ohne alle Widerrede erfüllen? Nichts ist natürlicher als dieses, da er sich einmal gewöhnet hat, weniger strafbar als andere zu seyn, und seine Größe in dem wahrhaftig Rühmlichen und Edeln zu suchen; nämlich in Beobachtung der Gesetze, welche für das allgemeine Wohl gemacht sind.

Wenn man sieht, daß Lacedemon über fünf Jahrhunderte beständig großmüthige, gehorsame und weise Bürger gehabt hat; so wird man sich nicht verwundern, daß dieses Volk bey einer so unveränderten Denkungsart auch ein unverändertes Glück genossen hat. Will man aber von ihnen die Kunst lernen, wie man solche folgsame und dem Vaterlande nutzbare Bürger erlangen könne, so werden wir finden, daß dieser treue und willige Gehorsam nicht von den Strafen, sondern aus der ersten Erziehung entsprungen sey. In der zartesten Kindheit entließen die Väter ihre Kinder aus ihren Häusern, und übergaben sie der öffentlichen und gemeinschaftlichen Erziehung, wo man ihnen einen strengen und genauen Gehorsam beybrachte. Dieses betrachteten fast alle Völker, so lange sie ein vorzügliches Ansehen genossen: und auf die Versäumung dieses Grundsatzes pflegte sogleich Unordnung zu folgen. Hieraus kann man schon

den

den wahrscheinlichen Schluß machen, daß die öffentlichen Schulen am geschicktesten seyn müssen, gute und gehorsame Bürger zu bilden. Ja die weisesten Regenten unserer Zeiten dringen auf die Beförderung der öffentlichen Schulen aus keiner andern Ursache, als weil sie überzeugt sind, daß in denselben die Jugend, als die theuerste Hoffnung des Staats, den beßten Gehorsam gegen die göttlichen und menschlichen Gesetze erlernen kann.

VI.

Fernere Beweise der Vorzüge der öffentlichen Schulen.

Es befinden sich gemeiniglich in den öffentlichen Schulen tauglichere Lehrmeister, als in den Privatschulen, deren natürliche Neigung zur Schularbeit und eigene Pflicht, den Unterricht der Jugend zu besorgen, zum Beßten der Jugend das meiste beyträgt. In den Privatschulen aber haben die Lehrer den Unterricht der Jugend nur als eine Nebensache, und sehen dabey insgemein auf den Eigennutz mehr, als auf das Wohl der Untergebenen.

In öffentlichen Schulen wird die Jugend an eine Ordnung gewöhnt, da sie zu ihren Verrichtungen die vorgeschribenen Stunden hat. Sie lernet dabey eine größere Fertigkeit, weil alle

Schüler gemeinschaftlich und mit anständiger Munterkeit arbeiten müssen.

Die öffentliche Erziehung macht einen jungen Menschen dreust, giebt ihm Muth, gewöhnt ihn bey Zeiten, das Licht nicht zu scheuen, und heilet ihn von einer gewissen Kleinmüthigkeit, welche ein verstecktes und einsames Leben natürlicher Weise verursachet. Zu Hause hingegen wird er gemeiniglich niedergeschlagen, und verrostet so zu sagen; oder er verfällt wohl gar auf andere Abwege, daß er sich aus thörichtem Hochmuthe aufbläßet, und über andere Leute setzet, weil er Niemanden hat, mit dem er sich vergleichen kann.

Was öffentlich gelehret wird, ist auch insgemein gründlicher, besser und ordentlicher, weil es vorher mit besonderm Fleiße ausgedacht, der Fähigkeit der Jugend angemessen, und vortheilhafter vorgetragen wird. Wer Einsicht, Aufrichtigkeit, Liebe zur Wahrheit und zum gemeinen Besten hat, der wird bey Erwegung der beygebrachten Bewegursachen den öffentlichen Schulen sicher beyfallen. Allein mancher Leser wird die Beantwortung der Einwürfe, die man wider die öffentlichen Schulen zu machen pflegt, erwarten.

Beantwortung der Einwürfe, welche man wider die öffentlichen Schulen machet.

Der erste heißt: Sie verderben die Sitten junger Leute, und geben ihnen Gelegenheit zum Bösen. Ist dieser Vorwurf gegründet, so ist er gewiß so wichtig, daß man alle öffentliche Schulen, was für Namen sie immer haben, gleich aufheben und niederreissen solle. Allein wer die Sache untersuchen, und ohne Vorurtheil einsehen will, wird dessen Falschheit unschwer wahrnehmen, und folgsam zum Glücke für die öffentlichen Schulen, und zur Beruhigung der Aeltern das Urtheil fällen.

Durch Verderbung der Sitten versteht man nicht eine Munterkeit, ein fröhliches Genie, oder gesellschaftliches Spielen der Jugend, da gleiches Geschlecht beysammen ehrbar kurzweilet; sondern man muß darunter verstehen die Entfernung von der Tugend, und wachsende Liebe zu den Lastern. Dergleichen Sittenverderbung wird bey einer gut eingerichteten Schule gewiß nicht anzutreffen seyn, wo doch die meisten Kinder allzeit von auferbaulichem Wandel, und der Jugend anständigen Eingezogenheit sind, wie es die Erfahrung lehret. Widrigenfalls könnte man eine solche Schule nicht dulden, und gut einge-

richtet benamsen. Die Verführung bleibt blos eine zufällige Krankheit, welche nur diejenigen angreift, welche schon den reifen Saamen zu derselben in ihrem Busen haben.

Ich rede hier mit Quintilian *): " Es rühret alles von der Gemüthsart der Kinder, und von der Sorgfalt her, die man für ihre Erziehung zu Hause trägt; das Uibel kömmt gemeiniglich von den Eltern selbst her, weil sie ihren Kindern böses Beyspiel geben. "

Bey vielen ist, der Erfahrung zu Folge, oft eine zu zärtliche Liebe, die auch verdächtige Fehler übersieht, oder eine strenge Furcht, die die Kinder vielfältig verwegen macht, die Quelle der Verführung.

" Kinder, sagt Quintilian ferner, sehen und hören zu Hause alle Täge Dinge, welche sie die ganze Zeit ihres Lebens nicht wissen sollen. Alles wird zur Gewohnheit, und bald hernach zur Natur. Da sie von Weichlichkeiten und bösen Einbildungen zu Hause voll sind, so bekommen sie diese Unordnung in unsern Schulen nicht, sondern sie bringen sie mit hinein. "

Die Gegenwart des Lehrers in der Schule, dessen wachsames Auge jede Bewegung des Schülers beobachtet, die Begleitung und Aufsehung

auf

*) L. I. cap. 3. — Inde soluti ac fluentes non accipiunt e Scholis mala illa, sed in Scholas adferunt.

auf den Gassen, beym Ein- und Ausgange aus der Schule, können nichts als gute Früchten hervorbringen. Zudem haben in wohleingerichteten Schulen zur Schulzeit alle die guten, bessern und verdächtigen Schüler jede ihre eigenen Sitze, wobey die Gelegenheit zu aller Verführung abgeschnitten ist. Wenn ein Knab in einer öffentlichen Schule sollte zu einer Ausschweifung und Ausgelassenheit gerathen, so ist dieses nicht sowohl eine Verführung, als vielmehr eine Art von Offenherzigkeit zu nennen, weil sich der Schüler itzt öffentlich so zeiget, wie er vorher heimlich zu Hause beschaffen war. Ich habe Jünglinge gekannt, welche von den Eltern mit Sorgfalt lange Zeit zu Hause sind erzogen und durch Privatlehrer unterrichtet worden. Sie sind endlich in den höhern Schulen zur Freyheit, aber zugleich zu größerer Bosheit gekommen. Waren nun die öffentlichen Schulen an derley Verführung Ursache? Nein, sondern das böse Herz, welches bey denen Jünglingen in der Hausschule verborgen war, hat sich geoffenbaret. Es zeiget die betrübte Erfahrung, daß die zu Hause lange in der Einsamkeit erzogenen Kinder nachgehends bey freyer Luft, und in öffentlichen Schulen keinen Zügel mehr leiden wollen. Hätten sie die Freyheit nach und nach verkosten gelernet, würden sie niemals so bös, sondern Leute von beßter Hoffnung geworden seyn.

Der andere Einwurf gehet den Fortgang im Lernen an, welcher zu Hause größer seyn soll,

wo der Lehrer nur einen Schüler zu unterrichten hat.

Quintilian mit vielen neuern Schriftstellern stimmet vieler Ursachen wegen, die er vorbringet, damit nicht überein, und es streitet auch die Erfahrung dawider. Wenn aber auch diese Hinderniß wirklich wahr wäre, so würde sie doch durch die großen Vortheile, die sich bey der öffentlichen Erziehung befinden, überflüßig ersetzet.

Welche sind aber diese Vortheile? Kürzlich zu wiederholen: es ist bey den öffentlichen gut eingerichteten Schulen der gründliche Unterricht mit besserer Ordnung, die Nacheiferung, der hitzige Trieb anderen vorzugehen, und die stärkere Begierde zum Lernen; es ist der beßte und nothwendigste Unterricht in den Religionswahrheiten, die Erlernung des Gehorsams gegen die göttlichen und menschlichen Gesetze. Es ist die Bildung des Herzens und der Sitten, die größere Fertigkeit, seine Arbeiten von den ersten Jugendjahren an ordentlich einzurichten; es ist die Gegenwart bescheidener und geschickter Lehrer, welche von der Obrigkeit eigends dazu gewählet sind, wozu endlich auch die Einsicht und das wachsame Auge hoher Obrigkeit vieles beyträgt.

Liebste Eltern! betrachtet dieses ohne Vorurtheil, und ihr werdet mir von selbsten beyfallen, und frey eingestehen müssen, daß die öffentlichen Schulen dem Privatunterrichte vorzuziehen seyen.

Vo-

Dorinde und Arimant, eine Geschichte in Briefen.

Erster Brief.

Dorinde an Arimanten.

Mein Arimant!

Endlich vergönnet mir das Glück, dich so zu nennen; die Wünsche unserer Herzen sind von dem Himmel erhöret worden. Eben itzt erhielt mein Vater die Einwilligung des Fürsten. Mit vielbedeutendem Lächeln trat der gute Greis in mein Zimmer, umarmte mich väterlich, und eine zärtliche Thräne zitterte im Auge. Arimant ist dein, rief er entzückt auf, der Hof hat endlich in euer Bündniß gewilliget. Mägdchen! sey von mir gesegnet. Wenn du zufrieden in deines Geliebten Armen ruhen wirst, wenn ich euer vereinigtes Bestreben um Tugend und Rechtschaffenheit bemerken werde, so werden die Täge meiner Jugend wieder aufleben, und euer Glück wird mir die reizende Scene an der Seite deiner frommen Mutter zurückführen. Geliebter! wie wollen wir uns um die Zufriedenheit unsers beßten Vaters verdient machen, mit welch himmlischer Wohllust wollen wir zur

Ver-

Verlängerung seines ehrwürdigen Alters alles beytragen. Ihm und dem eifrigen Bestreben des redlichen Alcipp haben wir die glückliche Entwickelung unsers Schicksales zu danken. Der Minister wollte hart daran, er schützte immer wichtige Ursachen vor. Alcippens Beredsamkeit überwand ihn endlich Er ertheilte seine Einwilligung, aber sein Schluß war fürchterlich: Es drohet dem verliebten Paar, so sagte er zu Alcippen, ein widriges Verhängniß. Sagen Sie ihnen, sie sollen auf ihrer Huth seyn, sie sollen nicht alle, welche Redlichkeit auf aufgeheiterten Stirnen und prahlerischen Worten herumtragen, für ächte Freunde halten. — Ich zitterte über diese Nachricht; allein der tröstliche Gedanke, daß ich in deinem Schoose dem Schicksale unbesorgt entgegen sehen werde, vertrieb bald meine ängstige Kümmerniß. Vor wem sollte ich an deiner Seite zittern? Und hat der Himmel bestimmt, unsere Geduld zu prüfen, o so will ich in deinen tugendhaften Armen, bey deinem mächtigen Trost die Prüfung standhaft aushalten! — Doch, verbannen wir bey Annäherung des feyerlichen Tages diese traurigen Gedanken aus unserm Herzen. Komm, komm theuerster, werthester Geliebter! daß ich bald aus deinem schmachtenden Auge, aus deiner zitternden Umarmung, aus deinem trunkenen Entzücken entdecke, wie sehr es dich erfreue, auf ewig vereinigt zu werden mit deiner getreuen

Dorinde.

Zwey=

Zweyter Brief.

Arimant an Lindorn.

Freund!

Dorinde ist endlich mein! — Wem sollte ich diese glückliche Nachricht eher mittheilen als dir? wer wird sie so mächtig empfinden, wen wird sie so sehr entzücken, als dich edelster Freund, dessen ächte Aufrichtigkeit und zärtliches Bestreben um mein Wohl mir durch die wichtigsten Denkmäler bewährt ist? Schon nähert sich itzt die selige Stunde, in der ich in dem Schooße der theuersten Schönen alle Seufzer, alle Thränen, die ich ihr geweihet, alle traurigen Augenblicke, in denen ich um sie gezittert habe, vergessen werde. Sie ist nun mein! So viele Hinderniße des verrätherischen Cleanth waren nicht vermögend, mir ihr Herz zu entreißen. Nun werde ich fühlen, was es seye, an der Seite der tugendhaftesten Seele die Wohllüsten der Unsterblichen zu empfinden. Dorinde, das edelste Kind — lasse mich diesen Gedanken nochmal niederschreiben, er hat zu viel Entzücken für mich — Dorinde ist mein! Wie freue ich mich nun, nach so vielen Beschwernissen ein so heiliges Glück erhalten zu haben. Freue dich mit mir Lindor! du Freund von ächteren Trieben, dem es immer ein Vergnügen war, Freuden und Schmerzen mit mir zu theilen. Ich erwarte dich noch dieser Täge allhier. Wie sehn-

suchtsvoll sehe ich, sieht dir Dorinde entgegen. Du sollst ein Zeuge der heiligen Wohllust seyn, du sollst unseren Küssen zusehen, und dich freuen, daß dein Freund so glücklich ist. Da soll dann auch Dorinde, sieh wie großmüthig dein Arimant ist, dir Küsse, freundschaftliche Küsse zuwerfen. Wirst du wohl solch eine Gelegenheit verabsäumen? Wirst du wohl eine Bitte abschlagen, wenn sie kömmt von deinem Freunde

Arimant.

Dritter Brief.

Dorindens Vater an Arimanten.

Armer Arimant.

Wie du mich daurest! — Dorinde ist nich mehr dein! — Ich weiß, du weinest; — doch sieh, der alte redliche Cleophon weint mit dir — Wäre doch dieser Trost mächtig genug, dich aufzurichten! Ich erkenne es, mein Herz sagt es mir, du allein hättest das Glück, mit Dorinden in ewiger Zufriedenheit zu leben verdienet, und nicht der meyneidige Lindor. Du hast ihm dein Glück zu wissen gemacht. Vielleicht hast du Dorinden zu vortheilhaft abgeschildert, vielleicht haben deine Zeilen diese neue Gluth in ihm angefachet, oder, was ich vielmehr vermuthe, den alten Flammen, die unter der Asche loderten, und den Namen freundschaftlicher Flammen trugen, wieder Luft gemacht. Die heutige Nacht

war

war deinem Schicksale so traurig. Ich erwachte unversehens durch ein stürmisches Gepolter; allein schon zu spät: das Zimmer meiner Tochter war erbrochen, sie saß bereits in ihrem Nachtkleide und einem Mantel eingehüllt, in einem Wagen, und kaum erkannte ich noch mit Hilfe des Mondes Lindorn, von dem ich niemals dergleichen niedere Streiche vermuthet hätte. Alle Vorwürfe, die mir Wehmuth, Schmerz und Rache eingaben, machte ich ihm; allein höhnisch rufte er mir: Arimant mag sich eine andere Braut wählen. Sieh Unglücklicher! wie man sich auf die Treue der Freunde verlassen kann. Ich schreibe dir gleich nach dieser vorgefallenen Begebenheit, daß du in der größten Eile die nöthigen Gegenmittel ergreifen mögest. Ich werde es mir auch sehr angelegen seyn lassen, zu zeigen, daß ich immer seye

Liebster Sohn

dein treuer Vater
Cleophon.

Vierter Brief.

Dorinde an Arimanten.

Ach Arimant! Ist deine aufrichtige Liebe so bald verschwunden, daß du so saumselig, so träge bist, mich den wilden Armen des kühnen Lindors zu entreißen? Hilf mir Arimant! hilf mir! Seiner Sehnsucht, seinen heißen Wünschen mich zu widersetzen, dieses stand in meiner

Macht,

Macht, dieß that ich; seine Wuth aber, seine Entführung zu vermeiden, ach! dazu war ich zu schwach. Ich Elende mußte ihm folgen. Ich drohete ihm mit deiner Rache, ich drohete ihm mit dem Zorn des Himmels, ich machte in ihm die Empfindungen der Freundschaft rege, ich rang meine Hände wehmüthig vor ihm; ich bestürmte ihn mit Thränen; aber ach! Drohungen, Flehen und Thränen — über alles sah der Grausme mit wildem Vergnügen hinweg. Ich Arme! ich Verlassene! Wie mir hier unter stetem Aechzen und den schmerzlichsten Thränen, die immer über meine beschämten Wangen hinabfließen, die unglücklichen Stunden verstreichen. Wie bemüht er sich der freche Räuber, die dir allein so heilig geschworene Liebe von mir zu erzwingen! Allein Himmel! du sey mein Zeuge! er wird sie nicht erhalten, diese Liebe. Stets schwebt er um mich unruhig herum, und wie zittere ich itzt, da ich diesen Brief schreibe, daß er mich nicht überrasche. Wie bekümmert bin ich, daß dir diese Zeilen richtig übergeben werden, da ich Niemanden, als eine unschuldige Magd kenne, der ich dieselben anvertrauen kann. Wir sind nun in Danzig, leider! wie fern bin ich von dir! theuerster Arimant! wenn du mich je aufrichtig geliebet, wenn du mir jemals Treue und Aufrichtigkeit mit heiligen Schwüren versprochen hast — o dann bey dieser Liebe, bey diesen heiligen Schwüren beschwöre ich dich, daß du mich Lindors mörderischen Händen entreißest,

daß.

daß ich ewig das Vergnügen haben könne zu seyn

Deine

Dorinde.

Fünfter Brief.

Arimant an Cleophonen Dorindens Vater.

Wir sind glücklich! der den Tugendhaften immer gnädige Himmel hat unser Flehen erhöret. Dorinde ist wieder mein. Wir sind nun in Dresden, so hat es dem Schicksale gefallen. Ich kam hieher, ohne Hoffnung sie zu finden, und machte mich schon zur fernern Reise nach Danzig fertig. Wie staunte ich, als wir in einem Gasthofe zusammenkamen — Wie wir den zärtlichsten Umarmungen entgegen eilten! wie wir uns küßten, und Thränen, die freudigsten Thränen vergoßen. Sie erzehlte mir, wie sie Lindorn glücklich entflohen. Nun ist sie mein, die theuerste Dorinde. Wie das Verhängniß mit uns spielet! Der Wagen ist schon bestellt, da ich dieses schreibe, und ich hoffe bald das Vergnügen zu haben, mündlich meinem theuersten Vater alle meine Empfindungen auszudrücken. In Ihrer Gegenwart wollen wir fühlen, was es seye, nach einem traurigen Zustande in jähe unverhoffte Freuden versetzet zu werden. Ihr väterliches Herz wird sich mit uns freuen, Sie werden uns mit ihren alten Hän-

den segnen, und dieser fromme Segen wird unser Glück doppelt blühend machen. Wie sehnlich sieht diesem Entzücken entgegen

Arimant
und seine Braut
Dorinde.

Ein Brief

auf Verlangen gedruckt.

Wien den 19. September 1776.

Mußte dann also die schönste Freundschaft, die bey den Anfällen des Neides und Hasses, bey allen Gefahren und Verfolgungen standhaft und aufrecht sich erhalten hat, wegen einer schwarzen Eifersucht zu Grunde gehen! Mußte mir denn ein ungegründeter Verdacht das Herz meiner Lisette rauben! Wie habe ich ihn doch verdienet, diesen niedern, diesen ungerechten Verdacht, wider den ich mich nicht einmal vertheidigen kann, weil ich mir nicht der geringsten Beleidigung, nicht einmal eines Schattens der Untreue bewußt bin. O Lisette! Ich schwöre es bey den heiligen Banden unserer Freundschaft, daß nicht ich angefangen habe den Bund zu verletzen, und daß mir mein Gewissen keinen andern Vorwurf macht, als diesen, daß ich allzuzärtlich geliebet habe. — —

Wen

Wen sollte ich zum Zeugen meiner Unschuld anrufen? Wer weiß es besser, wer kann es besser wissen als Sie, die Besitzerinn meines Herzens; ach itzt vielleicht die Verrätherinn dieses warmen und nur gar zu aufrichtigen Herzens, wie sehr ich Sie immer geliebet habe, wie viel ich wegen unserer Freundschaft verlassen, gewagt, und gelitten habe. O wie sehr büsse ich nun für meine Zärtlichkeit, und ach! wann werde ich ihn einmal ausgerungen haben, diesen langen unüberwindlichen Streit der allzumächtigen Triebe, denen ich weder nachgeben, noch widerstehen kann, und die mein von Liebe und Schmerzen ganz durchdrungenes Herz zerfleischen? Nein Lisette, weder Zorn noch Verachtung war die Ursache, warum ich bis auf diese Stunde geschwiegen habe; eine unaussprechliche Beklemmung machte mir das Blut im Leibe stocken. Ach Lisette, Lisette! was für eine entsetzliche Wunde hast Du mir geschlagen! Noch blutet mir das Herz, und dennoch fühle ich noch für dich — noch bekenne ich Dir meine Empfindungen, noch nenne ich dich keine Ungetreue — —

Jede Freude, meiner Seelen Frieden
Ist dahin — auch ohne Wiederkehr.
Ruh und Glücke sind von mir geschieden,
Und Lisette liebt mich nun nicht mehr. —

Wie weh muß mir dieses thun! Lisette entreißt mir ein Herz, daß ich so lang und so inbrünstig gesuchet habe; ein Herz, für welches

ich alles — alles aufgeopfert, alles verlassen, alles gewagt, die Eifersucht meiner Freunde gereizet, den Haß meiner Verfolger auf mich geladen, Ungelegenheiten mir zugezogen, in Gefahren mich gewagt, Unbilden und Beschimpfungen ausgestanden habe; ein Herz, in dessen Besitz ich mich allein glücklich schätze, und mit meinem Schicksale zufrieden weiter nichts mehr zu wünschen wußte; dieses Herz entreißt mir Lisette. — —

O warum! — O daß Sie mir gefallen!
Hätte nie mein Auge Sie erblickt!
Hätte von den Mägdchen allen
Nur Lisettens Auge mich entzückt! —

Ja, ungetreue, aber doch immer zärtlich geliebte Schöne! Wenn itzt um mich herum alles todt ist, wenn nun jegliche heitere Stunde für mich schon vorüber, wenn ich einsam und trostlos den Frühling meines Lebens verseufze, so habe ich es meiner allzuzärtlichen Liebe gegen Dich zu verdanken. — — Grausame! sey stolz auf Deine traurige Macht, daß du einen Unschuldigen unglücklich gemacht hast — Reiß das Herz aus den Händen deines Freundes, der es so sehr verdienet hat, und wirf es in die Arme eines Unwürdigen, der es nicht zu schätzen weiß. Niemals werde ich mich so sehr abwürdigen, daß ich mich mit einem Nebenbuhler, so leicht ich ihn auch stürzen könnte, wegen eines Herzens, auf daß ich so viele gerechte Ansprüche

ha-

habe, in einen Streit einlasse. Verletze die heiligsten Rechten der Freundschaft, beschimpfe Deinen Freund durch die empfindlichste Verachtung, vergälle ihm die süßen Stunden, die er in Deinem Umgange genossen, mit tausend Bitterkeiten. Setze ihn dem Gespötte seiner Neider aus: gieb seinen Feinden die mörderischen Waffen in die Hände, und überlaß ihn ganz den bittersten und unverdientesten Vorwürfen, daß er seine Liebe, seine zärtlichste Liebe an einer Treulosen, an einer Verrätherinn verschwendet hat. — —

Alles dieses hast Du schon gethan, und ich — vergebe dir alles; ich werde Dir auch keine Vorwürfe mehr machen, und ich wünsche, daß Dir auch Dein Herz ewig keine Vorwürfe machen möchte; daß Du mich, wenn es möglich wäre, ganz vergessen könntest. Möchtest Du doch in den Armen eines andern glücklicher seyn, als ich! Wähle dir einen ansehnlichern, einen schmeichelhaftern, einen angenehmern Verehrer; denn einen zärtlichern (o ich bin stolz auf mein Herz) nein, Lisette, einen zärtlichern findest Du nicht. Wenn Du dann auch einen andern geliebet hast, wenn Du vielleicht einst statt eines aufrichtigen Freundes einen Schwätzer, oder einen Großsprecher, oder einen Lügner hast kennen lernen; dann, Lisette, dann lege meine Schuld und meine Liebe auf die Wage, und vergleiche mein Herz mit dem Herzen desjenigen, den Du mir an die Seite gesetzet, den Du mir

vorgezogen, auf eine so beleidigende Art vorgezogen hast — —

Thränen hindern mich mehr zu schreiben. Erlauben Sie mir noch eine einzige Bitte, theure Lisette: verschweigen Sie meine Liebe, die ich nur vor dem Richterstuhle der Zärtlichkeit entschuldigen kann, und wenn Sie nicht alles Gefühl der Menschlichkeit abgelegt haben, so bewahren Sie meinen Brief, der die innersten Geheimnisse meines Herzens auf jeder Zeile verräth. Wollen Sie aber meinem Gegner noch den letzten Triumph über mich verschaffen, so zeigen Sie ihm denselben, und beweisen Sie dadurch, daß Sie jeglicher zarten Neigung, die ich für Sie gefühlet habe, unwürdig waren. Wissen Sie, Lisette, daß ich ein Herz habe, welches zwar empfinden, aber auch — vergeben kann. Leben Sie wohl, und glücklich; glücklicher, als der Jüngling, der Sie unaussprechlich geliebet hat, und der Sie noch eben so unaussprechlich lieben würde, wenn ihn nicht Verdruß und Gram, und Unmuth und Schmerz, gegen jede süsse Wallung eines sanften Triebes unempfindlich und fühllos machten.

B L.

Die

Die zween Landjunker.

Der Adel ist nur allein denjenigen, welche entweder durch ihre weisen Rathschläge dem Staate gedienet, oder durch ihren tapfern Arm über eindringende Feinde gesieget haben, mitgetheilet worden. Jene also, welche die Thaten ihrer Ahnen nicht mit neuen Verdiensten vermehren, welche von den Vorzügen ihrer Geburt nicht entflammet sich mit patriotischem Eifer dem Reiche und Fürsten aufzuopfern weigern, haben kein Recht auf das äußere Gepränge des Adels, auf prächtige Titeln, oder ausgeschmückte Wappen stolz zu seyn.

Man muß sich derohalben billig verwundern, daß einige Edelleute, Edelleute, die unter ihren Ahnen große Helden und Staatsmänner aufzuweisen haben, sich das ganze Leben hindurch auf ihren einsamen Gütern vergraben, unbekümmert, ob ihre Mitbürger um sie glücklich sind, ob im Lande der Handel und die Wissenschaften blühen, ob siegende Feinde sich den Gränzen des Vaterlandes nähern; nichts anders thun, als daß sie fern von allen Geschäften ihren adelichen Bauch mästen, über Bauern despotisch herrschen, wahre Verdienste und würdige Männer spöttisch verachten, und mit schändlicher Unwissenheit bey vollem Tische über die Re-

gierung spotten; daß solche Edelleute es dennoch wagen, auf das Vorrecht ihrer Geburt zu trotzen. — Mir sind ein paar Briefe von zween so herrlichen Männern unversehens in die Hände gerathen; ich theile sie meinen Lesern mit, damit sie auch von den Gesinnungen dieser Landjunker überzeuget werden.

Bruder!

Dafür magst du sorgen! du kennest mich, und kennst den Hof: sieh der Graf von M * * hat mir zu wissen gemacht, daß eine einträgliche Stelle bey einem hohen Dicasterio ledig geworden, und daß er mir dieselbe durch seinen Vorspruch leicht verschaffen wollte. Ich bin höchst unschlüßig. Um einen großen Titel ist es doch eine hübsche Sache, und die Belohnung ist auch was, das man bey itzigen schweren Zeiten in Erwegung ziehen muß. Allein man sagt mir, daß dieses Amt unser einen mit häufigen Geschäften überlade; und Bruder! das weißt du, zu Geschäften bin ich nicht aufgelegt.

Das Beyspiel meiner gnädigen Ahnen schrecket mich auch nicht wenig ab. Von meinem Großvater sagt man, daß er auch wohl bey Hofe hätte ankommen können; allein er hat die häusliche Ruhe allen Würden vorgezogen. Hanns von S * *, welcher, wie die Chronik auf meinem Schloße erzehlet, einmal das ganze Dorf vom Verwalter bis zum Halter hat prügeln

zeln lassen, und nach drey Wörtern allzeit einen hochadelichen Fluch hören ließ, hätte sich auch leicht eines Obersten Stelle erwerben können, da er zu dem Soldatenstand einen so augenscheinlichen Beruf hatte; allein er hatte für besser befunden, auf dem Gut fett zu werden, als mit seinem und aller Nachkommen Schaden sich im Feld erschiessen zu lassen. Diese Beyspiele machen bey mir einen großen Eindruck, und du weißt es, daß ich viel zu friedfertig und gewissenhaft bin, als daß ich in die Fußstapfen meiner frommen Voreltern einzutreten mich weigern sollte. Es würde eine Vermessenheit von mir seyn, wenn ich vornehmer, als sie, sterben wollte. Ich möchte mir dieses nicht nachsagen lassen.

Der Graf sagt mir zwar vieles in seinem Briefe von der Liebe zum Vaterlande, vom unsterblichen Ruhme, und vom Dienst des Monarchen vor, aber daß ich es aufrichtig gestehe, das Zeug versteh ich alles nicht, du würdest wohl thun, wenn du mirs erklären wolltest. Du siehst hiemit, daß ich fast gänzlich gesonnen bin, die Sache abzuschlagen. Nur machen mich die Hofdamen und Fräulein in der Stadt noch zuweilen wanken. Denn es sind doch artige Kinder unter ihnen; und wenn es auf Complimente und Schmeicheleyen ankömmt, so getraue ich mir wohl auch noch einige zu erhaschen — Aber Bruder! das laß ich alles dir über. Du weißt, ich habe nicht Zeit darüber ernsthaft nachzudenken. Es kam mich hart genug an, einen

 so

so langen Brief zu schreiben. Antworte mir bald, oder komm selbst auf mein Schloß, ich werde dir köstliche Stücke von einem jungen Frischling aufsetzen, den mir erst gestern mein Jäger eingebracht hat.

Ich bin dein alter Freund
J. Freyherr von...

Antwort.

Bruder!

Soll das möglich seyn, daß du nur im mindesten zweifelst? Da sollt mir einer kommen, er sollte mir eben nicht zu fein abgewiesen werden. Warum haben uns dann unsere Väter die Güter überlassen, als daß wir sie genießen sollten? Dein Graf mag immer von Liebe des Vaterlandes, unsterblichem Ruhm und Dienst des Monarchen schreiben! Weißt du nicht, was er damit haben will? Das heißt: wir sollen uns für die dummen Bauern Hände und Füße abhauen lassen. Das lassen wir wohl bleiben! Der Titel glaubst du sey noch so was prächtiges? Glaub es auf mein Wort Bruder! da ist nichts daran. Dann es sind noch viele hundert andere, welche neben dir diesen Titel haben, diese aber wissen damit vornehmer zu thun, und sich besser zu prahlen als du, der sich beschämt hinter ihnen wird verstecken müssen. Es wird tausendmal besser seyn, daß deine Bauern dich

mit

mit lächelndem Munde Ihre Gnaden schelten, als daß du von den hochmüthigen Hofleuten mit spöttischen Minen den Excellenz Titel hörest. Wegen der Belohnung sollst du dich gar nicht bekümmern, da dir dein Gut genug abwirft, daß du jährlich durch deine reiche Weste, und prächtigen Aufputz die Bauern, und durch standmäßige Gastmähler die umliegenden Landjunker von deinem Adel überzeugen kannst. Du wirst dabey ruhig seyn, und im Frieden auf das Wohlseyn der kaiserlichen Armeen deinen Rheinwein ausleeren.

Glaube es mir auf mein Wort, deine jtzigen Täge würdest du nicht mehr bekommen. Es ist ein verteufeltes Wesen um das Hofleben, da braucht man einen guten Magen, um alle Beleidigungen verdauen zu können, und — das bleibt unter uns — wir sind eben nicht allzuwohl bey den Hofleuten angesehen, wenn wir sie nicht durch einen prächtigen Staat auf uns aufmerksamer machen. Ich drängte mich wohl auch öfters in die Antichambern ein, aber kaum vergönnten mir die Kammerdiener unter ihnen einen Platz. Ich schwur bey vielen Teufeln, daß ich ein Freyherr aus einem alten Hause sey, und that mit allem Gewalt galant, aber Schwüre und Galanterie halfen nichts. Sie lachten nur über mich. Seither habe ich auf mein Lebtag den Hof verredet. Dir würde es eben so gehen. Dein schönstes Galakleid würde zu altväterisch seyn; und wenn es hoch kömmt, so

würde man dich etwann für einen alten Reisiger von Rudolpszeiten her erkennen. Wie würde es erst mit den Sitten und Gewohnheiten aussehen. Dann hier ist ganz ein anders Leben. Weh dir, wenn du also redest wie du denkest, oder dein Herz zu aufrichtig auf deiner Zunge herumträgst! Die du am meisten hassest, die mußt du am freundschaftlichsten grüßen. Mit dem ersten Eintritte in die Burg thust du auf alle Ruhe, Bequemlichkeit und Hochachtung verzicht. — Ha! ha! ich möchte wohl deine Geduld sehen, wenn du über eine Stunde unter den Händen eines Friseurs sitzen solltest, und dennoch wegen der Mittelmäßigkeit deiner Krause kaum wirst bemerket werden. Denk nach, ob du vermögend seyest, halbe Täge, oder wenn es der Himmel oder der wartende Courier haben will, auch halbe Nächte im Rath oder bey einem Schreibpulte auszuhalten? Bruder! ich kenn dich zu gut, das kannst du nicht.

Aber auf die Hofdamen. Ha! ha! da machst du deinen Staat. Glaube es mir, sie sind verflucht spröde und sollten sie dich doch um sich leiden, so geschieht es gewiß nur, um sich über deine ländliche Einfalt satt zu lachen. Verzeih mir diesen Ausdruck, ich rede wie es mir um das Herz ist. Bleibe lieber auf deinem Gut. Die Tochter deines Nachbars ist auch ein hübsches Mägdchen: ist sie gleich nicht so schön wie die Fräulein in der Stadt, so ist sie doch auch nicht so stolz. Sie hat so eine frische Farbe, die viel besser läßt als die Schminke der Stadtnymphen,

und

und ein kurzgeschürztes schlankes Mägdchen ist, daß ich aufrichtig rede, mir allzeit lieber, als eine mit Strickröcken gezierte steife Dame. Ich glaube, du sollst wie ich denken. Das Beyspiel deiner Ahnen soll dir immer vor den Augen schweben, daß du nicht ein Schandflecken deines Geschlechtes werdest; und Bruder! ist der Gedanke, alle Jägereyen aufzugeben, dich immer in eine unruhvolle Stadt, und zwischen vier Mauren, wo tausend Schreiber um dich herumkriechen, und es überall nach Pedantereyen und Studien riechet, einzuschließen, ist dieser Gedanke nicht mächtig genug, dir alle Lust nach Hof zu benehmen? — Aber mein Brief wird verflucht lang! Ich werde dich bald besuchen, und dann mehrers. Schreib unterdessen dem Grafen, und dank ihm für sein großmüthiges Anerbieten. Reib es ihm recht unter die Nase, daß wir Landjunker Narren seyn müßten, wenn wir unsere ländlichen Ergötzungen für einen nichtigen Titel und leeres Gepränge vertauschen wollten. Grüß mir deine Leut zu Haus. Ich bin

dein aufrichtiger Bruder
St Freyherr von . .

Daph-

Daphnis und Dorimene
Eine Idylle.

Dorimene, die zärtlichste Dorimene saß einstens unter einer schattlichten Eiche; sehnsuchtsvoll erwartete sie da ihren geliebten Daphnis: O wie zaudert ihr, sagte sie, ihr Stunden! und du liebreiche Sonne, willst du dich nicht bald zum Niedergange neigen? Weißt du nicht, daß dieses die Zeit ist, wo der liebenswürdigste Schäfer, mein Daphnis, mich seine getreue Dorimene besuchet? So beklagte sich dieses reizende Mägdchen wider die Zeit und wider die Sonne, und da floßen Thränen aus ihren schönen Augen. — Nun hörte sie ein Geräusch, und nun sagte sie: O wie klopft mir das Herz o wenn es mein Daphnis wäre! — Ja, ja — er ist es — er ist es! — Ha! wie behend war sie nicht itzt; wie ein lechzender Hirsch dem krystallenen Bache zuspringt, eben so floh die zärtlichste Schäferinn ihrem Geliebten in der Arme. So habe ich dich nun mein Daphnis! sprach sie, so kann ich nun meine Arme in die deinen Schlingen? Ja Dorimene! erwiederte Daphnis, ja meine Geliebte? ich bin bey dir; aber welch einen Schröcken hatte ich diese Nacht! — Du einen Schröcken, mein Daphnis? Du einen Schröcken? — O wie pocht mir das Herz! — Du einen Schröcken Geliebter? Ach erzehle es

mir, ich bitte dich, was war es dann? Wollte dir vielleicht jemand dein mir unschätzbares Leben rauben? Ha! der Grausame! wußte er nicht, daß du mein beßter Freund bist? daß ich ohne dich nicht leben kann? Der Boßhafte! der Nichtswürdige! der Unmensch! Oder wollte dir vielleicht — — Nein, nein, Dorimene meine Geliebte! mir träumte nur — mir träumte nur — mir träumte, ein grausames Tyger hätte dich vor meinen Augen getödet, getödtet hätte dich dieses Ungeheuer, und verschlugen, nachdem ich vergebens gesuchet, dich zu retten, oder mit dir zu sterben. — Beruhige dich, mein Daphnis! deine Dorimene lebt noch, du bist in ihren Armen, fürchte nichts, auf unserer Flur giebt es keine schröcklichen Tyger. Aber mein liebster Schäfer! wie du bebest — mit welch einer Todtenblässe ist dein schönes Angesicht überzogen, das reizende Roth deiner Wangen ist entflohen. Himmel! du machst mich zittern, ein kalter Schauer durchläuft alle meine Glieder — Ha! mein Daphnis! solltest du mir nicht die Wahrheit gesagt haben? Sollte es kein Traum seyn, der dich beunruhiget? Solltest du vielleicht gar — Ihr Götter! — Nicht doch meine Geliebte! nicht doch, glaube es mir, es ist nur der Traum die Ursache meines Schöckens; die gar zu lebhafte Erinnerung desselben machte mir mein ganzes Geblüt in den Adern erstarren. Aber nun ist es vorüber, sey nur ruhig Dorimene, sey ruhig, fürchte nichts, es ist gewiß vorüber; komm, reiche mir deine Hand, laß uns dem Lispeln dieses

ses Baches zuhören, wir wollen sein artiges Sprudeln, und schlänglichtes Laufen betrachten, und unsern Erschaffer bewundern und anbethen. — Laß uns hier niedersitzen. — Also, du liebst mich noch Dorimene? noch immer so zärtlich? — Ob ich dich liebe, mein Schäfer? ob ich dich noch so zärtlich liebe? — Welch eine Frage! Die hätte ich von dir nicht erwartet. Kann mein Daphnis so reden? — Dein Zweifel beleidiget mich. Ewig, ewig werde ich dich lieben, nichts, selbst der Tod soll nicht fähig seyn, mich von dir zu trennen.

So erzehlte sich dieses edle Paar ihre gegenseitige Zärtlichkeit, und wußten nicht, was sich für eine fürchterliche Wolke ober ihren Häuptern mit Unglück, Haß, Neid, Eifersucht und Elend beschwängerte, und ihre Liebe zu zerschmettern drohe. Orsmina, die, um ihre Leidenschaften zu befriedigen, alle Pflichten der Menschheit vergaß, dieses Weib, das ihre Begierden zu beherrschen nie gelernt hatte, und das zum Unglücke mit dem bösesten Herzen die größte Macht in der Zauberkunst besaß: dieses nichtswürdige Weib hatte den Untergang Daphnens und Dorimenes beschlossen. Sie hielte sich auf das äußerste beleidiget, weil Daphnis ihren vermelkten Reizen nur Gleichgültigkeit und Verachtung entgegen setzte. Ihr Herz kochte daher nichts als Wuth und Rache. — Der Undankbare! sagte sie, er soll mich lieben, oder er soll fühlen, wem er seine Hand zu verweigern sich erkühnet. — Er

soll

soll sterben! Dorimene, die ich hasse, die ich äußerst hasse, will ich mit Elend, Verachtung und Verzweiflung überhäufen; die purpurnen Lippen ihres Geliebten, die Röthe seiner Wangen, das zärtliche Feuer seiner Augen, die Güte seines Herzens soll ihr eine unerschöpfliche Quelle seyn des Grams, der sie langsam peinigen, nagen, verzehren, vertilgen, und mich endlich an ihr rächen muß. Bey diesen Worten ergriff sie Daphnen eben da er von dem Geständnisse der Liebe Dorimenens ganz berauschet war, und schleppte ihn unter dem fürchterlichsten Krachen des Donners hoch durch die Luft über schröckliche Abgründe gegen den Wohnplatz ihrer Grausamkeit.

Dorimene die unglückliche Schäferinn, dieses liebenswürdigste verlassene Kind, die die Wonne ihres Herzens, den beßten Freund ihrer Seele von sich gerissen sah, ließ ganze Bäche der Thränen in ihren Schooß herabstürzen. Sie saß diese Erbarmungswürdige, wie ein Mensch, dem man Empfindung, Vernunft und Leben geraubet hat; ihre Augen waren unbeweglich auf jene schröcklich schwarze Wolke geheftet, die ihren Geliebten verhüllte. — Daphnis! schrie sie auf, und hielte ihre Arme hoch gegen die Luft empor — Daphnis! mein liebster Daphnis! du läßt mich zurück? — mich, deine Freundinn — die Geliebte deines Herzens läßt du zurück? — Ha! Treuloser! nimm mich mit dir! — nimm mich mit dir mein Daphnis! lasse mich die Gefährtinn deines Unglückes seyn! — Ich werde jeden

Schmerzen mit dir theilen, du wirst mir dein Leyden erzehlen, ich werde dich trösten, ich werde mit dir weinen, du wirst mir meine Thränen, und ich dir die deinen abtrocknen. — Aber was hält mich zurück? — warum folge ich ihm nicht? — Ja mein Freund! — ja mein Daphnis! laufen will ich, flügen will ich, wie eine Taube, der man ihren Gatten geraubet hat: eben so eifrig, eben so hurtig, weil man mir auch meinen Geliebten entrissen. — Ueber die Gräben werde ich springen, und da will ich schreyen, unaussprechlich schreyen: mein Daphnis! wo bist du? — wo bist du, Geliebter meines Herzens! — Ich werde durch alle Fluren laufen, alle Schäfer fragen: ihr meine Lieben, werde ich sagen, habt ihr meinen Daphnis nicht gesehen? den schönsten Schäfer, die Zierde seines Geschlechtes, den tugendhaftesten Jüngling. Ich bin Dorimene, ich bin seine Geliebte, kennt ihr mich nicht? Ich bin seine getreue Dorimene; er liebt mich auf das zärtlichste. Seht, das ist sein Huth, den hat er zurückgelassen; seht wie bunt er ist, eben so bunt ist sein Kleid. — Habt ihr ihn nicht gesehen? — Und seht diese Blumen, die habe ich ihm heute abgebrochen, ich selbst habe sie ihm an den Busen geheftet, er ließ sie fallen: aber nicht aus Verachtung, nein, glaubt nur dieses nicht, ich bitte euch! er verlohr sie ohne Vorsatz, eben da ihn ein Ungeheuer, gewiß daß grausamste Tyger, von dem er träumte, von mir getrennet hat. So will ich rufen, so werde ich schreyen, bis ich dich mein Daphnis werde gefun-

funden haben, und dann mein Geliebter! und dann will ich mich in deine Arme werfen, da will ich dir meinen Kummer erzehlen, und mich an deinem Busen satt weinen. Vest, recht vest will ich mich an dich kleben, und Niemand soll mehr fähig seyn, mich von dir zu trennen, sondern ich werde mit dir sterben, weil ich ohne dich nicht leben kann.

Ein neuer Strohm der Thränen verhinderte dieses liebenswürdige Geschöpf, daß sie ihrer betrübten Heerde die Empfindungen ihres Herzens nicht länger vorsagen konnte. Eben da sie ihre von Schmerz, Weinen und Klagen schon ganz erschöpften Kräfte aufforderte, um ihren geliebten Daphnis aufzusuchen, fiel sie ohnmächtig zu Boden. Allein ihr beisender Schmerz, der ihr zartes Herz ganz zerriß, machte, daß sie plötzlich wieder aus ihrer Betäubung erwachte. — Wo bin ich? — sagte sie mit bebender Stimme — Wo ist mein Daphnis? — und wer bist du kleiner Knabe? wie kömmst du hieher? hast du meinen Geliebten nicht gesehen? — Fasse dich schöne Dorimene! sagte das Kind, fasse dich liebes Mägdchen! — Ich? ich soll mich fassen gutes Kind! ich soll mich fassen, sagst du? Ha! wenn du wüßtest, welch einen Verlust ich erlitten habe, du würdest dich nicht erkühnen, mich zu trösten. — Du einen Verlust, reitzende Dorimene? einen Verlust sagst du? Gewiß hat dir ein gefräßiger Wolf eines deiner Schaafe entführet? — O nein! mein liebes Kind! nein sag

ich dir, du irrest dich sehr: Ha! ich wollte der Wolf hätte mir meine ganze Heerde geraubet! — ich würde es ihm gern verzeihen, ich würde ihn einen gutthätigen Wolf nennen. Aber mein liebstes Kind! dieses ist es nicht, mein Verlust ist viel empfindlicher, er ist der allerempfindlichste! Höre kleiner Engel! du kennest ja den schönsten Schäfer auf unsrer Flur? O! du must ihn kennen; ihn, dessen Antlitz immer von Freundlichkeit, Güte, und Menschenliebe pranget. Ob ich ihn kenne? liebenswürdiges Mägdchen! ob ich ihn kenne? was das für eine Frage ist! Daphnen deinen Geliebten. Ja doch Kind! Daphnis, richtig, so heißt mein Geliebter: komm, lasse dich küssen. O ich liebe ihn über alles, er ist mein beßter Freund! Nicht wahr, mein Kind, du kennest keinen der ihm gleichet? — Nein Dorimene! nein, ich kenne keinen der so schön wäre; er ist der beßte Jüngling, das weiß ich, und die ganze Flur. Aber sage mir doch, ich bin recht begierig zu wissen, wer so hart hat seyn können, ihn zu beleidigen. — Nun so höre: da hier sassen wir, und erzehlten uns eben bey dem sanften Geräusche dieses Baches unsere Liebe. Er, mein Daphnis war blaß, blaß wie ein Entseelter; denn ihm hatte geträumet, ein Tiger hätte mich getödtet. O traurige, unglücklich erfüllte Ahndung! — Aber liebste Dorimene! du weinst ja schon wieder, sey doch ruhig. — O laß mich weinen einfältiger Knabe! was weißt du den Verlust meines Daphnis zu schätzen; was weißt du, was die Liebe ist! — Doch verzeihe mir

mein

mein Kind, ich bin dir itzt hart begegnet; vergieb mir diese Worte, die mir der Schmerz auspreßte, sey nicht bös. — Nein Dorimene, ich bin nicht bös; sage mir, was ist denn mit Daphnen geschehen? — Was mit ihm geschehen ist? Da mein Kind! fühle an mein Herz, merkest du, wie es pochet, und sieh, wie mir die Hände zittern. Eine Wolke, eine abscheuliche, düstere, schwarze Wolke bedeckte meinen Daphnis, und riß ihn von meiner Seite; ich blieb ohne Trost, ohne Stütze, ohne Freund! — Armes, unglückliches Mägdchen, wie sehr bedaure ich dich! So hast du deinen Geliebten verlohren, so hat der grausame Tod die aufblühende Rose zertreten? Wie? — was sagst du? du unglückliches Kind! was? mein Daphnis wäre tod? er lebte nicht mehr? — Ihr Götter! ich vergehe — O mein Daphnis! du bist nicht mehr! ich werde dich also nicht wieder sehen Geliebter? keine Blumen aus deiner Hand empfangen, die Stimme der Liebe und Freundschaft wird also nicht mehr in meinen Ohren erklingen? Ha! ich Unglückliche! Nun so will ich! — laß mich! — Bleibe doch Schäferinn, ich bitte dich! wo willst du denn hin? Laß mich, laß mich sag ich dir! ich will sterben! — Nicht doch liebste Dorimene! nicht doch; schäme dich; wenn du nicht mehr bist, wer wird hernach den Tod deines Geliebten beweinen? wer wird seyn Haupt mit Kränzen schmücken, und sein Grab mit Blumen bestreuen? — Richtig mein Kind! du hast recht, vollkommen recht hast du O so will ich weinen,

weinen will ich, so lang ich kann, bis ich vor Schmerz erblasse. — Aber beßte Dorimene! ich bitte dich, mäßige doch deine Thränen, es ist ja nicht gewiß, daß dein Daphnis die Gesellschaft der Lebenden verlassen hat. Aber gesetzt, er dein Geliebter, gesetzt sage ich, er wäre tod, was würdest du wohl anfangen? würdest du dir nicht einen andern Schäfer zum Freunde nehmen? — Ich? ich? du sinnloser Knabe! kannst du von mir so denken? ich sollte der Asche meines Daphnis ungetreu werden? Kann mein Herz, das Daphnen geliebet, nach ihm einen andern erwählen? Du irrest dich sehr. Doch ich verzeihe dir, du bist nur ein Kind. Sieh, hier wo du sitzest, würde ich mir eine Hütte bauen, und da, dicht neben der Hitte würde ich eine Grube machen, ich würde mein schönes, weißes, mit Blumen gesticktes Kleid hinein breiten, die Gebeine meines geliebten Daphnis darauf legen, sie täglich mit meinen Thränen benetzen, und oben auf das Grab würde ich Rosen, Veilchen und Lilien der Unschuld pflanzen, und sie mit Zähren begießen, ich würde — Höre auf liebste Dorimene! betrübe dich nicht mehr, dein Daphnis lebet noch, er lebet gewiß noch — Mein Daphnis lebt noch? Hast du ihn gesehen? weißt du es gewiß? Täuschest du mich nicht? — Er lebt noch! Er mein Daphnis! komm kleiner Engel! lasse dich an meine Brust drücken, lasse dich tausendmal küssen, du Bothe des Himmels! Schon wollten mich meine Lebensgeister verlassen, du hast sie wieder zurückgerufen. Er lebt

noch! mein Daphnis lebt noch! welche Freude! welche Wonne! welches Entzücken! Ja Dorimene! dein Geliebter lebt noch. Betrachte mich — kennest du mich nicht? — Ich bin Amor, ich habe deinen Daphnis befreyet, ich komme euch auf ewig miteinander zu verbinden, und die boshafte Orsmina. — Sieh mich hier zu deinen Füßen, liebster Amor! du hast das Band unserer Liebe geknüpfet, gieb mir meinen Daphnis wieder!

Steh auf Dorimene, trockne ab deine Thränen, dein Geliebter ist unter meinem Schutz. Ich wachte für ihn, damit der verruchten Zauberinn ihr Macht an ihm kraftlos wurde. Alle Räncke, die dieses nichtswürdige Weib anwendete, deinen Daphnis zur Gegenliebe zu bewegen, würkten nichts. Er verabscheute sie immer mehr. Nun habe ich ihn ihrer Grausamkeit entrissen. Er, dein Geliebter Daphnis wird bald bey dir seyn. — Was sagst du gnädigster Amor? mein Daphnis wird bald bey mir seyn? Er, das Leben meiner Seele! ist es möglich? O sag! wo soll ich hinfliehen, daß ich ihn sehe, daß er mich tröste? —— Aber liebster Amor! was bedeutet dieses fürchterliche Rollen des Donners? — Entsetzen! — Die Erde zittert unter meinen Füßen — Himmel! — O Amor! schütze, schütze meinen Daphnis!

Fürchte nichts Dorimene! Ich vertilge itzt die Feindinn deiner Ruhe. Sie soll sterben, diese la-

sterhafte Orsmina, und ihr Gedächtniß soll zugleich mit ihr vernichtet seyn. Sie soll zur Hölle hinunterfahren, und der Fluch der Götter und des ganzen menschlichen Geschlechtes soll sie begleiten. — Du bebest, zärtliche Schäferinn? was kann dich schröcken? etwann die heftig wiederholten Donnerschläge, oder das Zittern des Erdbodens, oder die Flammen der Rache, die du sich von dem Horizont herabstürzen siehst? Wende deine Augen hinweg gutes Mägdchen, denn der Ort des Aufenthalts der Zauberinn soll zu einer öden Wüste werden.

Es verzehre das Feuer Orsmina, dieses Ungeheuer, nebst dem Sitz ihrer Bosheit, und ihre Seele müsse in dem untersten Theile der Hölle den Lohn ihrer verübten Grausamkeit empfangen! — — Du bist ohnmächtig Dorimene? fasse dich liebes Kind! nun hast du nichts mehr zu befürchten: überlasse dich ganz der Freude, dich erwartet das dauerhafteste Vergnügen; Orsmina, die Stöhrerinn deiner Ruhe habe ich getödtet. — Aber mein liebster Daphnis? — Dein Daphnis? — siehst du nicht wer dort über jenen Hügel so hurtig herablauft? Wie, wenn dieser dein Daphnis wäre? — Ihr Götter! Ja, ja — er ist es, er ist es! mein Herz sagt es mir, es ist mein Daphnis, mein Geliebter. O Amor, lasse mich deine Knie umfassen! Sieh meine Augen voll Thränen der Dankbarkeit! O lasse

mich

mich ihm entgegen fliehen! — — — O mein Daphnis! Daphnis! — Dorimene, theuerste Geliebte! habe ich dich wieder? ist es gewiß, daß meine Augen dich liebenswürdigstes Kind sehen? ist es keine Täuschung? — Nein mein beßter Daphnis, mein Geliebter! es ist keine Täuschung, ich bin es deine Dorimene, die bey deiner Trennung alle Arten des Todes fühlte. Aber nun ist alles vergessen, da ich dich, mein Daphnis! wieder sehe, da ich dich wieder besitzee O nun empfindet mein Herz nichts als Freude und Wonne.

Amor, der von der zärtlichen Liebe dieses Paars ganz eingenommen wurde, vereinigte sie in diesem Augenblicke mit dem ewigen Bande der Liebe. Ihre Glückseligkeit hatte nun weiter keine Gränzen. Ihre Liebe, die sie mit der zärtlichsten Freundschaft zu bevestigen wußten, erlangte täglich neue Reize. Sie waren die Bewunderung ihrer benachbarten Fluren, so wie sie das Muster zärtlicher Freunde waren. Sie schmeckten die Freude einer dauerhaften Liebe, und alle die Täge ihres Lebens waren eine unendliche Kette des Vergnüges.

Gedanken
von der Fühlbarkeit des Herzens.

Ich befand mich vor einigen Tägen mit einer von denen Personen in Gesellschaft, welchen die Natur ein überaus empfindliches Herz verliehen hat. Sie klagte über die schlimmen Folgen dieser Empfindlichkeit, und behauptete, daß alle, die ihr ähnlich wären, sich nur sicher getrösten dürften, ihr Leben in beständiger Unruhe und Kümmerniß hinzubringen. Ich antwortete maschinenmäßig: wenn die Fühlbarkeit als die Quelle aller Schmerzen anzusehen sey, so könne man dagegen sie auch als die Quelle alles Vergnügens, und den Ursprung aller Tugenden betrachten. Damals empfand ich nur dunkel die Wahrheit meines Satzes; aber es wäre mir unmöglich gewesen, ihn auf der Stelle zu beweisen. Dadurch ward ich veranlaßt einige Betrachtungen über diese Materie anzustellen, denn ich bin mit der Thorheit behaftet, nichts zu glauben, was ich nicht mir selbst erwiesen habe. Meine Betrachtungen, als ich sie niedergeschrieben hatte, kamen mir sehr richtig vor. Die Leser mögen davon urtheilen.

Jedermann rühmt sich, ein gutes Herz, ein Herz von feinem Gefühle zu haben. Selbst Leute, die hierinne sich des Gegentheils bewußt sind, versuchen doch andere zu überreden, sie besäßen diese beyden Eigenschaften, welche man auf sehr ungeschickte Art vermenget. Man kann ein gutes Herz, und doch kein feines Gefühl haben; aber kein Herz hat ein zärtliches Gefühl, das nicht zugleich gut wäre. Die Gutherzigkeit findet sich auch bey den einfältigsten Personen; das feine Gefühl setzt Verstand voraus, oder bringt ihn wenigstens hervor. Die Gutherzigkeit kann neben den größten Lastern bestehen, das feine Gefühl hingegen schließt den Keim aller Tugenden in sich.

Ein gutes Herz nenne ich das, welches sich beym Anblicke des Elends gerühret fühlt, welches sich durch dessen Erleichterung beruhigt, welches gern alle Welt um sich her vergnügt sähe, und welches sich sehr offenherzig der Liebe gegen jedermann überläßt, ohne recht zu wissen, warum. Leute, die ein solches gutes Herz haben, sind der Gesellschaft niemals beschwerlich, man kann sie ungestraft beleidigen, sie sind zur Nachsicht geneigt, und lassen sich durch einige Fehler, die man gegen sie begeht, in ihrer Aufführung nicht irre machen. Dieß rührt daher, weil sie in dem Guten, das sie thun, vornehmlich auf sich sehen, und das Vergnügen, das sie dadurch geniessen, zu sehr lieben, als daß sie aus Furcht Undankbare zu machen, sich dessen

be-

berauben sollten. „Ist es mein Fehler, wür„den sie uns sagen, wenn ihr das Gute miß„brauchet, das ich euch erweise? und wäre es „wohl billig, daß ich für euren Undank be„bestrafet würde?“ Insgemein ist die Güte solcher Leute blind und ungeschickt. Man darf sie nur rühmen, so erlangt man von ihnen, was man nur will. Ihren Beystand leisten sie uns nicht nach der Maße unserer Bedürfnisse, sondern nach der Maße des Eindrucks, den sie auf sie gemacht haben. Sie thun Gutes, ohne den Nothleidenden zu schonen; sie lassen ihn die Wohlthat durch demüthigende Umstände erkaufen, womit sie begleitet ist; und das alles in der beßten Absicht von der Welt. Es würde ihnen sehr leid thun, wenn sie wüßten, daß sie euch kränkten; denn sie sind so beschaffen, daß eure Betrübniß auch sie betrübt. Sie lieben alle Menschen gleich, so daß ihre Empfindlichkeit bald erschöpft ist, und sie vorzüglichen Verdiensten keinen größern Antheil davon einräumen können, als mittelmäßigen Eigenschaften. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß diese Gutherzigkeit, so wie ich sie hier abgeschildert habe, ihren Ursprung aus der Eigenliebe, und der Schwachheit des Gemüths herleite. Der Beweis ist offenbar.

Setzet eine dieser Personen in Umstände, daß sie niemals Unglückliche vor sich sieht, stellet ihren Augen kein rührendes Bild des Elends dar; so wird ihre Güte mäßig bleiben; so wird sie

sichs nicht einfallen lassen, hinzugehen, und den Unglücklichen aufzusuchen, um ihm beyzuspringen. Glaubet aber darum nicht, ihr Herz habe indessen aufgehört mitleidig zu seyn; bey der ersten entstandenen Gelegenheit wird es wieder Zeichen des Lebens von sich geben; ihre schwache Seele wird sich erschüttert, und von fremder Noth beunruhigt fühlen; um sich wieder zu ihrer Ruhe zu verhelfen, wird sie eilen dem Unglücklichen beyzustehen. Mein anderer Beweis ist folgender. Diese Art von Güte findet sich öfter bey Personen, die großes Unglück ausgestanden haben, als bey den übrigen. Der traurige Zustand, der sich ihren Augen zeigt, erweckt in ihnen das schmerzhafte Andenken dessen, was sie ehdem in gleichem Fall empfunden haben. Sie sind demnach behend, das verdrüßliche Bild, das ihnen ängstlich ist, aus sich hinweg zu schaffen. Sie suchen nicht sowohl durch ihre Wohlthat anderen Vergnügen zu machen, als sich selbst von einem Schmerzen zu befreyen; und dieses thun sie maschinenmäßig, vermög eines unwillkührlichen Triebs.

Diese Güte, wie man leicht sieht, setzt weder große Eigenschaften, noch große Tugenden voraus; und eben dieses unterscheidet das gute Herz von dem zärtlichen. Das letzte kennt, so zu sagen, alle Arten von Schattirung, welche das Schicksal des Unglücklichen verschieden machen, und mißt seinen Beystand nach seinem Unfall ab. Es bedarf nicht erst erschüttert zu

wer-

werden, um thätig zu seyn; es erräth die Noth, eh man sie ihm vor Augen stellt, und kömmt derjenigen zuvor, die noch nicht vorhanden ist. Da es in seinen Wohlthaten frey ist, so streuet es sie allzeit mit Ueberlegung aus; es kann durch die Umstände bewogen, nicht aber hingerissen werden. Da seine Handlungen mit kaltem Blute geschehen, so findet es sich im Stande, von der Wohlthat alles zu entfernen, was dem Unglücklichen zur Last fallen könnte; es verbindet mit ihr jene zärtliche Aufmerksamkeit, die oft von der Wohlthat selbst den Vorzug behauptet, die dem Herzen des Nothleidenden keinen Zwang auflegt, sondern ihm Freyheit läßt, nach seiner Gemächlichkeit dankbar zu seyn. Das Herz von feinem Gefühl hat für alle Menschen überhaupt jene Empfindlichkeit, welche die Leutseligkeit einflößt; aber ihm bleibt noch stets ein unermeßlicher Vorrath davon übrig, den es nach Gutbefinden vertheilt, und nach Maßgabe der Verdienste, die es vor sich sieht, oder zu sehen glaubt, anderen zufließen läßt.

Das Herz von feinem Gefühl ist stets zärtlich; und dieß eben ist der Ursprung der Verwirrung und Bekümmerniß, welcher es ohne Unterlaß ausgesetzt ist. Werden die Gegenstände seiner Neigung undankbar, so verursacht ihm dieß sowohl in Ansehung seiner, als ihrer, den heftigsten Schmerz; der Mensch entehrt sich durch Undank; ein Herz aber von feiner Empfindung giebt sich weit weniger wegen des Unrechts zu-

frie-

frieden, das dieser sich selbst, als ers ihm anthut. Wenn auch seine Freunde den Pflichten der Freundschaft wirklich getreu sind, so erschafft doch ein solches Herz sich selbst unzählige Schattenbilder, die es bestreiten kann.

Ich sage nicht nur, das feine Gefühl sey die Quelle alles Vergnügens; ich behaupte sogar, es gebe kein wahres Vergnügen, als für das Herz von feinem Gefühle. Hier höre ich jene harten, empfindungslosen Seelen, die so auf der Welt leben, als befänden nur sie allein sich auf derselben, über meinen Satz ein Geschrey erheben. „Ich habe niemals etwas lieb gehabt, sagen sie mir; daher ist nichts fähig, die Ruhe, die Zufriedenheit zu stören, die ich genieße. Alle Vorfälle, die nicht ausdrücklich mich betreffen, sind nicht im Stande, mich eine Minute zu beunruhigen; friedlich und unbesorgt empfinde ich das Glück und die Vergnügungen des Lebens.“ Wie groß ist euer Irrthum! antworte ich ihnen, ihr nennet das Glück und Vergnügen, was nur die Abwesenheit des Schmerzens ist. Nein, ihr habt es niemals gekannt. Euch darf ich nichts von den Annehmlichkeiten sagen, welche zärtliche und fühlbare Herzen schmecken; mit ihren Sorgen, ihren Bekümmernissen will ich die geschmacklose Ruhe vergleichen, in der ihr lebt; doch nein, ich drücke mich falsch aus; man lebt nur durch das Herz; ihr aber wisset euer Herz nicht zu gebrauchen. Alles

um

um euch her ist für euch, als wäre es nicht vorhanden; ihr seyd an nichts gebunden, nichts ist an euch gebunden, und ihr lebt in der Welt, wie in einer Wildniß.

Würde man wohl sagen, ein Mensch sey glücklich, wenn er stets von seiner Geburt an in tiefem Schlummer gelegen, und keine der Mühseligkeiten, die an den Zustand des Menschen untrennbar verknüpft sind, empfunden hätte? Würde man das Schicksal dessen beneiden, der seiner Vernunft beraubt wäre, und von dem Elend und der Gefahr, die ihn umgiebt, kein Gefühl hätte? Nun verdienet aber die Ruhe, oder richtiger zu reden, der Müssiggang des Herzens, eben so wenig beneidet zu werden, als diese zwo Gattungen von Unempfindlichkeit. Thätigkeit ist das Leben des Herzens; Schläfrigkeit ist sein Tod.

Wahr ists, Herzen von feinem Gefühl empfinden Unruhen und Kränkungen, die mit jedem Augenblicke sich zu vermehren scheinen; sie empfinden jede Betrübniß derer Personen, an welchen sie Antheil nehmen. Welches Vergnügen aber fühlen sie nicht auch bey dem Gedanken, daß sie sie durch ihre Theilnehmung lindern! Fühlbare Gemüther würden in solchen Fällen gar nicht einmal zufrieden seyn, wenn sie sich nicht mit anderen betrüben könnten; es ist ihnen süße, ihre Thränen mit den Thränen eines Freundes zu vermischen, den ihr Kummer

tröstet. Eben aus den Kränkungen fühlbarer Gemüther entspringt ihr wirklichstes und lebhaftestes Vergnügen. Wer vermag das auszudrücken, was zween Freunde fühlen, die nach langer Abwesenheit sich wieder finden, oder deren Herzen sich wieder einander näheren, nachdem sie ein leichtes Mißverständniß auf kurze Augenblicke entzweyet hat? In diesen glücklichen Stunden, da das Herz sich mit einer Art von Wuth seinem Vergnügen überläßt, ist oft der Leib zu schwach, seine Regungen auszuhalten; die Seele, die sich ganz ihren Entzückungen ergiebt, scheint aus ihm zu entweichen, und ihn ohne Leben zu lassen. Glückliche Stunden! ihr werdet ewig gleichgiltigen Seelen unbekannt seyn! Welches Glück genießt man, wenn man in den Busen eines Freundes, eines andern selbst, sein Vergnügen, seine Gedanken, seinen Kummer und seine Sorgen ausschüttet! Ein Freund, der unser Glück theilt, verdoppelt es; man ist glücklich durch sein Glück, man lebt mit ihm und durch ihn. Doch was unternehme ichs, Dinge abzuschildern, die über allen Ausdruck gehen? Ich entehre das zärtliche Gefühl, indem ich seine Annehmlichkeiten zu zergliedern suche.

Die Fühlbarkeit ist nicht allein die Quelle aller unserer Vergnügungen; sie enthält auch in sich den Keim aller Tugenden. Ich rede hier nicht von einem lasterhaften Verständnisse; weit gefehlt, daß es angenehm seyn sollte, so ist es vielmehr eine fruchtbare Quelle von Bekümmer-

nissen und Martern, die nichts zu lindern vermag. Ich rede von dem zärtlichen, nichts von dem verderbten Herzen. Nach dieser Erklärung behaupte ich sehr kühn, daß die Fühlbarkeit des Herzens alle sittlichen Tugenden hervorbringe. Ein Herz von feinem Gefühl ist stets auf seiner Hut, die Beleidigungen anderer zu vermeiden. Es ist stets aufmerksam, stets bereit, andere zu schonen, ihnen die gebührende Achtung zuzugestehen; es läßt sich nichts so sehr empfohlen seyn, als das Gebot, „Thue das nicht andern, „was du dir selbst nicht willst gethan wissen.„ Es kennt den ganzen Abscheu eines unanständigen Lebens; es setzt in seinem Freunde Tugenden voraus, wenn sie auch nicht wirklich vorhanden seyn sollten; es würde also befürchten seine Hochachtung zu verlieren, wenn es einige Ausschweifung begienge. Durch Erwerbung neuer Vollkommenheiten, und Ausrottung seiner Fehler, sucht es seines Freundes Wohlwollen zu vermehren; die Mittel dazu findet es in seinen Rathschlägen und Verbesserungen, die ihm niemals unangenehm sind. Alle Leidenschaften eines zärtlichen Herzens stehen seiner Fühlbarkeit zu Gebote; sie wendet dieselben an, um Tugenden daraus zu schaffen.

Ich weiß, man wird mir einwenden, oft begebe es sich, daß die Fühlbarkeit zu den ärgsten Lastern verleite, indem sie uns die Untugenden und verkehrten Neigungen derer annehmen läßt, mit denen wir verbunden sind; allein ist

es

es billig, diese Verbrechen der Fühlbarkeit aufzubürden? Ist es nicht natürlicher, sie der fehlerhaften Wahl der Gegenstände unserer Neigung Schuld zu geben? Diese Wahl zu treffen kömmt nicht dem Herzen, sondern dem Verstande zu. Das Herz ist blind; es muß sich leidend verhalten, bis daß es der Verstand zur Wirksamkeit auffordert. Ist die Rede von der Liebe, so läßt sich das Herz durch ein Nichts zur Entscheidung bewegen; und das mag seyn; diese Art von Verbindung ist nicht ernsthaft genug, daß sie viele Umstände erforderte. Ganz anders ist es mit der Freundschaft. Hier muß der Verstand reiflich und lange Zeit die Eigenschaften des Gegenstandes erwägen, welchem er das Herz geneigt machen will; hat er Ursache mit ihnen zufrieden zu seyn, so muß er nunmehr alles dem Herzen überlassen, und darf sich weiter darein nicht mengen, als nur, ihm einen freundschaftlichen Beystand zu leisten.

Meine Gedanken.

Wenn die wahre Tugend nach der Meynung der Weisen nicht auf dieser Erde — in diesem so kurzen Traum unsers Lebens anzutreffen seyn sollte; so müßten sogar Monarchen, die Menschen sind, sie nur suchen, aber nie in einem höhern Grade erlangen können. Verunehrender Gedanke! Nie muß ein Philosoph Meynungen zugethan seyn, deren nähere Untersuchung nur zu sehr beweiset, das auch die größte Gelehrsamkeit — ja sogar, was wir Weisheit nennen, der Zusammenfluß aller Wissenschaften, kaum ein Schatten von jenen Begriffen sey, die das Geschöpf, der Mensch, einst im Angesichte seines Schöpfers in voller Maaß einsehen wird.

Beschämt werden jene Unwürdige, die alles mit dem falschen Namen der Glückseligkeit auf den zügellosen Genuß des Gegenwärtigen einschränken, und dem allein tröstenden Gedanken einer Zukunft, die Belohnung aller Frommen, als eine Hoffnung, mit der sich nur Tiefsinige milzsichtige Schwärmer teuschen, abmalen, vor dem Richterstuhl des allwissenden in ihr voriges Nichts zurücktaumeln.

Mir ist erlaubt in stiller Melancholie vom heiligen Schauder durchdrungen, dich o Vorsicht zu verehren, alle deine Rathschlüsse kann kein Sterblicher ergründen, alles, auch das größte Uibel, wird durch dich gut! — Niemand kann mir das göttliche Vergnügen rauben, so ich im Umgange mit Menschen, in Beziehung auf dich genieße. Nicht Selbststolz, Eigenliebe, noch Afterwitz, sind die Triebfelder meiner Handlungen. Die ächte Tugend einer Monarchinn verdient, verehrt die unerschütterte Großmuth und Milde, mit dieser vereinigt, an Theresien bewundert zu werden.

O Vorsicht, die ich anbethe! — die schon in meinen Jünglingsjahren die Ehrfurchtvolleste Liebe zu dieser Größten meinem Herzen eingeflößet, die in dem Frühling des Lebens mich zu dem so vielen unkenntbaren Eifer und Fleiße angespornet hat, einst dem Vaterlande als ein rechtschaffener Mann dienen zu können. Nun als Vater, durchströmst du meine Brust gedoppelt, da ich auch die Stimme der Natur in voller Maaß empfinde.

So wie ich durch deine Gnade denken gelernet habe, preise ich das Volk glücklicher, dann alle Völker, die sich unter dem Szepter der Könige beugen, dessen Herrscherinn eine Theresia ist, die deine allwirkende Kraft eben so mit Tugenden, die zusammengenommen die wahre Größe ausmachen, als mit Königreichen bereichert.

Es ist im Auge eines scharfsichtigen Philosophen eine prahlerische Vaterlandsliebe eine eben so schwächliche Sache, als der Schein eines eigennützigen Schmeichlers an sich nehmen: Keines von beyden kann mir zur Last gelegt werden. Ausser der Gnade des Allwissenden habe ich keinen scheinbaren Vortheil, der mich zu diese Schwachheit hinreißen sollte, meinen Mitbürgern zu verdanken; denn Menschenliebe ohne Eigennutz, den Verdiensten Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, ist ein sehr seltner Fall, Nebenumstände machen ihn selten.

Ich denke also frey, in so weit ich frey denken kann; ich fürchte weder auszuschweifen, noch zu irren, wenn ich mir die Wahrheit zum Ziele setze.

Alle Menschen haben gleiche Bedürfnisse, gleiche Rechte. Der Sand des Monarchen aber ist der erhabenste, der verdienstvolleste, und beydes zusammengenommen, macht er den beschwehrlichsten aus. Er ist der erhabenste, weil keine Gesellschaft ohne Oberhaupt bestehen kann, und weil unter uns Sterblichen auf jene die Allmacht wirket, der Länder mit Weisheit, so wie sie Gott Salomonen gab, vorstehet. Die ächte Tugend des Monarchen zieht die Gemüther durch unwiderstehliche Gewalt an sich, nach Gott macht er sie glücklich, nach dem Allerhöchsten sind Leben und Tod in seinen Händen — Die Rechtschaffenheit er=

erheben, und Laster bestrafen sind seine wesentlichen Pflichten. Darauf beruhet das Wohl der Staaten.

Auf diesem Atom, auf welchem wir uns einander aufreiben, auf welchem wir eben die Bewegungen der Ameisen machen (O wie glücklich würden ganze Länder seyn, wenn die größte Zahl ihrer Bewohner im Fleiße diesen Thierchen folgte, und die Ordnung allen Regierungsverfassungen ihrem Fleiße ohne politische Ursachen nützte ist für keinen Menschen, ohne die Zufriedenheit der Seele eine sogenannte Glückseligkeit, geschweige eine anhaltende Ruhe zu finden.

Durch abwechselnde auf einander folgende Beschwerden erhält endlich ein Vater, der sein ganzes Vertrauen auf die Vorsicht setzet, den Trost zur Belohnung, daß er seinen Abstämmlingen noch in seinen Leben die Gründe der Rechtschaffenheit einpräget, sie zu Menschenfreunden, zu Weltbürgern macht, und gleich andern Würmern sein daseyn auf Jahrhunderte an ihnen hinaussetzet.

Unsterblicher Kaiser Franz! du hast zu deinem Wahlspruch fast den beßten unter allen getroffen. Auf dich o Herr habe ich gehoffet. Du warst Monarch, du warst Vater, und bist unsterblich in den Gemüthern derer, die

 dich

dich im Leben nur einmal sahen, geschweige erst deren, die dich kannten. —

Kein Schmerz ist so groß, den die Länge der Zeit nicht mindert, und dann ganz aufhören macht. In dem Fall aber, wo es um den Verlust eines Vaters des Vaterlandes zu thun ist, verliehrt die Zeit ihre Macht; die tief geschlagene Wunde schmerzt, der Schmerz wird endlich gelinder, sie wird geheilet, aber die Narbe bleibt immer.

Gott schenke uns noch lange unsere beßte Landesmutter Marien Theresien und Joseph den Zweyten, der mit Tugend und Beyspiel dem Reich als Kaiser vorstehet. Er vertritt deine Stelle Höchstseliger! und ist Mitherrscher aller Erbländer. Du warst Vater, auch Joseph empfand alles, was immer die Zärtlichkeit Göttliches im Genuß, und Schmerzliches beym Verlust hat. Theresia ist noch Mutter. — Warum kann sie nicht, wie Gott, alle Herzen kennen! warum macht mich stille Wehmuth schweigen.

Kinder! fasset tief in euer Herz die Lehren, die ich euch gebe, und noch sterbend geben werde. Befleißet euch tugendhaft ohne zwang zu seyn; liebet und fürchtet Gott; euer Gewissen sey Richter; unterlasset keine Handlung die gut ist, thut sie, ohne aller Nebenabsicht; härtet das Herz zur Geduld, die Hände

da zur Arbeit ab, und denket immer: es wache eine Vorsicht, es lebe eine Monarchinn, ein Monarch, die ächte Verdienste, wenn sie vor den Thron kommen, belohnen. Das Vaterland eines Weisen, eines Künstlers ist die Welt, ihr werdet in keinem Lande als Fremdlinge angesehen werden, wenn ihr Menschenfreunde, folglich nicht unwürdige Weltbürger seyd.

Mein

Mein Wort habe ich gehalten, die Auflage wenigst um einen Bogen zu vermehren, wie es die Gespräche aus dem Griechischen, und die zwey letzten Stücke beweisen; weil aber noch ein Platz leer ist, setze ich folgende auf die itzige Fastenzeit passende Ode noch bey.

Der Tod Christi.

Eine Ode.

O welch schaudernde Nacht! Sterbliche bebt nun!
Welch ein stürmender Wind schwellet den Ocean!
Daß er brausend und wild Wellen zu Bergen macht,
Und dann über das Ufer wälzt!

* * *

Wie? du wankest mit mir zitternde Erde! du
Reißest Spaltungen auf, schüchterne Blicke nur
Wagt

Wagt mein Auge zu dir! aber dein Eingeweid
Beuth mir dünstende Gräber an.

* * * * * * * * *

Seht! der silberne Mond weicht vom Olymp, sein Licht
Wird von Wolken bedecket, schröckliche Finsterniß
Mit Geheule vermengt zieht sich im Himmel auf,
Und nimmt grauend die Felder ein.

* * * * * * * * *

Zitternd irr' ich herum, tief zur Erd gebückt
Seh' ich wartend den Tod, und nun verbreitet sich
Ein helltönender Laut, der — o! wie fürchterlich
Klingt er in der Seele noch!

* * *

„ Euer Mittler ist todt! klaget ihr Sterblichen!
„ Flieht nach Golgotha hin! dieß ist der Schröckenort,
„ Den der Heiland bestieg, um an dem Kreuze da
„ Für euch Sünder genug zu thun. „

* * *

Ich flieh schnaubend dahin; Zittern entseelet mich,
Starrend beb' ich zurück! schröcklicher Gegenstand!
Uiberronnen mit Blut seh' ich den Mittler hier
Schmerzlich hängend und martervoll.

* * *

Einsam blick' ich ihn an, Thränen entfallen mir,
Schröcken hält mich betäubt, tief in der Seele nagt
Furcht und beißender Schmerz! stumm und Gedanken voll
Steh' ich staunend, und schluchze nur.

* * *

Nun erwachet mein Geist, plötzlich erheb' ich dann
Mein noch zitterndes Haupt; seufzend verlaß ich itzt
Diesen traurenden Ort; suche nur Wälder auf,
Und beweine des Mittlers Tod.

Innhalt.

Seite

Vorrede zur neuen Auflage 3
Einleitung 5
Mein Entschluß. 7
Baldaufs Brief wegen dem Notenmacher 9
Der Notenmacher 11
Gespräch des Autors und seines Freundes Siegau 14
Auszug aus der östreichischen Geschichte 17
Der Fuchs und der Bauer 44
Lob des Esels 45
Lisettens Lüge 52
Lied auf den Tod der Doris 53
Die zween Stutzer 55
Die Unmöglichkeit, sich unsichtbar zu machen 56
Ein Brief sammt dem Monolog des Rosingo, Liebhabers der Freulein von E** . 65
Kurze Geschichte Emiliens 70
Emiliens Schreiben an ihren ungetreuen Gemahl 71
Belauschung eines verliebten Dichters . 76
Dessen Gedicht 78
Viele aber wenig gut 80
Die unveränderte Welt 82

Das

Das blinde Glück . . . .
Die Gewohnheit 83
Die Geschichte eines Wieners 84
Das Kirchfest auf dem Lande 86
Gespräche aus dem Griechischen übersetzt . . . 100
Der Zeitvertreib im Winter 104
Die Verwunderung 111
Wen gehts was an? 112
Beantwortung der Frage: ob der Jugend öffentliche Schulen, oder ein privatunterricht nützlicher sey? . . . 114
Dorinde und Arimant, eine Geschichte . . 116
in Briefen . . . .
Ein Brief auf Verlangen gedruckt . . . 139
Die zween Landjunker 146
Daphnis und Dorimene. Eine Idylle . . 151
Gedanken von der Fühlbarkeit des Herzens . . . 158
Meine Gedanken 170
Der Tod Christi, Eine Ode 180
. . . 186

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Geissau, Anton Ferdinand von,

Etwas für Alle, zum Lesen im Frühling und Sommer beym Spatzieren, im Herbste und Winter beym warmen Ofen

Wien 1778

P.o.germ. 432
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10108572-7
VD18 14355000